

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 61

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Harald Hartung Lesebuch

Zusammengestellt
vom Autor

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 61

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Verbindung mit der LWL-Literaturkommission für
Westfalen
von Walter Gödden

Band 61

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2016 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1180-8
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

GEDICHTE 1957-2015

Aus »Hase und Hegel« (1970)	
Auf den Äckern von O.	11
Zechenkolonie	12
Aus »Reichsbahngelände« (1973)	
Schnecken	13
Keiner will Grundsteine	14
Spiegelgründe	15
Der Sinn von Schlüsseln	16
Bibliothekarin	17
Der Schweizer	18
Stein der Weisen	19
Toteninsel	20
Ligurischer Morgen	21
Onodaland	22
Aus »Das gewöhnliche Licht« (1976)	
Porträt 1958	23
Morgens um vier	24
Aus »Augenzeit« (1978)	
Römischer Tag I-II	25
Mein Tankstellenmann	26
Eukalpyptus	27
Alba	28
Generation	29
In dem großen Saal	30
Tag Ende Februar	31
Aus »Traum im Deutschen Museum« (1986)	
Am Ende der siebziger Jahre	32
Savignyplatz, spät	33

Sütterlinschrift	34
Rom Via Zucchelli	35
Tarnung	36
Der Pfeil die Schrift	37
Projektion	38
Wann lasen Sie den Plato Mr. Hopper?	39
Aus »Jahre mit Windrad« (1996)	
Reden ist Menschheit	40
Wie eine Korrektur	41
In der Nähe der Glienicker Brücke	42
Nutzen der Archäologie	43
Zu den Akten (1992)	44
Steg über die Maggia	45
Er hat das Rot so gern	46
Er will nicht schreiben lernen	47
Student. Fünfziger Jahre	48
Altes Motiv	49
Aus »Langsamer träumen« (2002)	
Sommertag, dreißiger Jahre	50
Aus dem Sommer '47	51
Er wäre gern böse gewesen	52
Weißer Jahrgang	53
Papier auf dem es schneit	54
Schlüssel verloren	55
Satura	56
Mobilat	57
Ghasel	58
Snapshot	59
Wie Zachäus	60

Aus »(Aktennotiz meines Engels) Arme Kunst« (2005)	
Mantegnas Sebastian	61
Londoner Rundfunk	62
Tipperary	63
Weihnachten 1946	64
Onkel Arthur	65
Blick in den Hof	66
Ende der Partie	67
Hauptgewinn	68
Steakhaus	69
It's Alright With Me	70
Wer sagt	71
Aus »Wintermalerei« (2010)	
Vergessene Zeile	72
Montales Elefanten	73
Audens letztes Gedicht	74
Luftschutzkeller	75
Mit Milch geschrieben	76
Ich weiß noch: Mai '45. Das Polizeiauto	77
Die Wohlgesinnten	78
Neue Gedichte	
Das Auto des Erzherzogs	79
Der Zechenwald	80
Vaters Musik	81
Die Bibelforscherin	82
Nachkrieg. Rhein-Herne-Kanal	83
Auch du, sagt er	84
Abschuß Ostukraine	85
Drei alte Männer	86
Junger Dichter 1954	87

Mit Achtzig	88
Aus Lucena, Provinz Córdoba	89
AUFZEICHNUNGEN	
Zechenkoloniekindheit	90
Mein erstes Buch. Hase und Hegel	101
Das Auge der Droste	106
Das Dunkel singt (Ernst Meister)	119
Der Schatten des Meisters (Nicolas Born)	123
Der Tag vor dem Abend. Aufzeichnungen	126
Provisorische Schlüsse. Neue Aufzeichnungen	147
Nachbemerkung	159
Textnachweise	161
Bio-Bibliografie Harald Hartung	162

Gedichte 1957-2015

Aus »Hase und Hegel« (1970)

Auf den Äckern von O.
sah ich
wie der Hase lief
Haken schlagend
wie Hegel
aus Angst vor dem Pfeffer
aber lebendig

Zechenkolonie

Im engen Hofe
stanken Hühnerställe
Im Garten wuchs
Spinat Tomaten Dill
Im Sommerglut
kam mit der Hitzewelle
das Mittagspausenpfeifen
dünn und schrill

Im Krüppelwald
in Laub Abfall und Asche
spielten wir Kinder
Räuber und Schandit
Ein schwarzer Mann
verrußt, mit Kaffeeflasche
nahm mich
zum Reibekuchenessen mit

Aus »Reichsbahngelände« (1973)

Schnecken

Seit Lissabon ist sein Ruf
angeschlagen aber
Gott ist kein Unmensch, er
läßt die Schnecken leben

Ich weiß nicht wie sie das
machen wenn sie ihr Haus
baun, es interessiert mich
in zweiter Linie die Kriechspur

das Glänzende das sie
absondern. Das Tempo ist
ihre Sache. Seit Lissabon
kann man mit Pausen

rechnen. Wenn es dunkel wird
ist es nicht Nacht, es kann
die schmutzige Unterseite
eines Schuhs sein der zutritt

Keiner will Grundsteine
legen dabei liegen
sie nur so in der Gegend
herum. Man sagt sich, es

geht auch so und spart noch
das Richtfest, das Bier trinkt
man selbst, Hausfreunde sind
gefährlich weiß man und

Mauern für Köpfe, man
könnte die Fenster vergessen
so daß bei Licht besehen
nur die Zeichnung bleibt und

dein Aug als Trockenwohner

Spiegelgründe

Der Türke auf der Schachtel »Türkenkost«
zog mich in einen Raum mit lauter Spiegeln
und mit gespiegelten Spiegeln

Deshalb

rettet der Junge das Segelschiffchen
davor aus seinem Kopf abgetrieben
zu werden mit ihm selbst

Deshalb feuert

(in der Wochenschau) das Linienschiff auf
die Westerplatte und der Bilderbuch-
Pulverdampf verdeckt die Toten und die Toten
die dann doch am Weg liegen, lassen
sich durch Hebeldruck am Projektor ins
Leben zurückrufen wie die Kugeln
in die Gewehre

Deshalb füllen wir

die Landschaft mit aufgehenden Schirmen
mit Küssen die sich vom Spiegelglas ab-
lösen und auf uns zukommen wieder
und wieder

wie Lettern die als Flocken
herab taumeln und als Wolke aufsteigen
aus der dann Schnee richtiger Schnee kommt

Der Sinn von Schlüsseln scheint
einleuchtend denn wer da
mit Schlüsseln rasselt ist
Kerkermeister. Er schließt

sich ab von uns (armer
Kerkermeister) und wir
brauchen ihn nicht: jeder
Finger ist im Dunkeln

Schlüssel der einem Schoß
Licht entreißt an diesem
Ort wo wir durch Zufall
sind und im Gitterlicht

die blanken Bärte schimmern

Bibliothekarin

Das stockfleckige Mädchen in der
Bibliothek erhofft eine
klassenlose Gesellschaft in der
alle gleich schön sind oder aber
blind und im Dunkeln nacheinander
tastend jedenfalls langbeinig wie
die Wahrheit die sich sehen lassen kann
die nicht stolpert
der alle nachsehen
und wenn es die Spiegel sind
von denen es eine Menge
geben muß
eigentlich an jeder Ecke
in den Anlagen unter Bäumen
wo sie sich sehen lassen kann wie sie ist
und nicht wie jetzt
unter Zuhilfenahme von Likör
im Badezimmer

Der Schweizer

Der Schweizer hat sein Gewehr
im Schrank damit er den Tod
wenn er hinter den Bergen
hervorkommt treffen kann

Zu seiner Besänftigung
genügt weiter westlich das
jahrhundertealte stets
frisch zubereitete Huhn
im Topf

Andere sperren ihn in
Zeilen in Gitter. Er kommt
fleischfressende Metapher
die ihren Finder genießt

Stein der Weisen

Ist Denken Schwimmen dann
kann man keiner Sache
auf den Grund gehen: der
Taucher berührt ihn bloß

und kehrt um und schnappt nach
Luft. Wir sagen sie sei
ihm lieber als aller
Grund. Wir glauben dem Stein

der sinkt und keine
weitere Auskunft gibt

Toteninsel

Über dem Sofa immer noch
Die Toteninsel
und gegenüber
 der braune Schrank
in dem die Tassen klirren wenn
wer durch die Stube geht
aber wer geht schon so
laut
 die Frau jedenfalls nicht
wenn sie das Essen bringt
den Kaffee ans Sofa
wo im gestreiften Schlafanzug
der weiße kranke Körper liegt
und seine Lage wenig verändert
 wie im Leben
und die Augen hin und hergehen läßt
zwischen Tisch und Fernseher
und sie kurz nur anhält
im Blick mit dem
Vater und Sohn
einander erkennen

Ligurischer Morgen

Das Surren der Fliege
und die Geräusche der Schlafenden
das ist die Stille
in der das Meer zu hören ist
sein langsames
rhythmisches Schlagen
ist die Bewegung
seines Körpers
der von den Wellen getragen wird
es sind die *Bilder* der Wellen
die ihn tragen
daß er nicht zurückfällt
in den kurzen Tod
zwischen gestern und jetzt
daß er die nächste Welle
wahrnimmt
die startende Vespa
ein Geräusch das sich jeden Morgen
in diesem Moment entfernt
wenn er Frauen
in einer anderen Sprache reden hört
und sie in Licht übersetzt
das nun in lesbaren Zeilen
im Zimmer steht

Onodaland

Die Heizung springt an
Ihr Summen
ein gleichmäßiger Regen
Der Regen
ein gleichmäßiges Summen
Hinter der Wand
hustet jemand
Jemand der hustet
ein Mensch nicht die Heizung

Was da raschelt ist Papier ich lese

Soldaten die auf einen Feind warten
der nicht kommt
Man befiehlt ihnen zu kapitulieren
Man schickt Verse der ehrwürdigen Eltern
Man schickt Bruder und Schwester
Onoda Onoda
rufen sie durchs Megaphon
Komm heraus
Deine Mission ist erfüllt

Doch Onoda kommt nicht heraus
in ihr Land erfüllter Missionen
Er bleibt in Onodaland
mit seinem echten Dschungel
und seinen Feinden
die jeden Tag feindlicher
und jede Nacht echter werden

Aus »Das gewöhnliche Licht« (1976)

Porträt 1958

Das Metallbett die Emailleschüssel
neben dem Ofen das Sofa (sein west-
östlicher Divan) über den Tisch die
Bücher verstreut *Winkler Pavese Benn* –

O dieser ernste Mensch der die Studien
ernst nimmt aber nicht liebt! Dafür liebt er
Mädchen von weit und hält das schöne Fleisch
manchmal den ganzen Sommer von sich fern

Dann läuft er läuft durch Straßen mit andern
beschimpft von der frommen Stadt (sein Kreuz ist
ein Transparent gegen Tod und Bombe)
Dann überplärrt eine Stimme den Platz

Nachher kommt die Stimme weich aus einem
weichen Gesicht. Ein Freund macht die Fotos
Ulrike Monika Jürgen S. Die
Fotos muß es noch geben irgendwo

Morgens um vier

Dieses grüngestrichene Bad
morgens um vier und mein Körper
warmer pulsender Widerstand
unter den milchigen Dingen
Ich öffne das Fenster und seh
unten auf dem lautlosen Kies
die Wagen mattschimmernd im Tau
und fühle Zärtlichkeit plötzlich
aufsteigen von dort von diesem
Nichtschlaf dieser Stummheit ziellos
treiben ins Offne den trüben
Himmel und das schwimmende Rot
den Vogellaut und das Geräusch
eines einzelnen Autos auf
der entfernten Landstraße – dies
Ziehen in der Brust: Frankreich, das
ist Frankreich! dachte ich und sah
ins dunklere Nebenzimmer
und mein Gedanke machte die
geblühten Tapeten sichtbar
zeigte das breite Bett, darin
die schlafende Frau erwachend

Aus »Augenzeit« (1978)

Römischer Tag

1

Die Frau singt leiser
wenn sie ans Fenster tritt
und die Betten ausschüttelt

Geht sie zurück in die Kammer
kommt ihr Gesang wieder laut und voll

2

Wie umsichtig der Mann
seine Sachen ausbreitet
Farbtöpfe Pinsel
auf der Bank unter den Pinien
sich eine Zigarette anzündet
in die Sonne blinzelt
endlich mit der Arbeit beginnt

Mit schnellen Strichen
bemalt er die Puppenköpfe
einen um den andern
benutzt nur Weiß
und steckt auf Stangen
damit sie in der Märzsonne trocknen
die kleinen Schädel

Mein Tankstellenmann

verkauft nicht bloß Super oder
Normal: nein er gibt sich selber
mit darein (wie es heißt im Lied
Schenkt man sich Rosen in Tirol)

Das Lächeln um den Kindermund
den alten zahnlückigen Mund
der immer etwas sabbert weil
er immer etwas gerade

gegessen und getrunken hat
ist ein Lächeln das wehrlos macht
Wehrlos kaufte ich ein Auto
weil er mir einen Vortrag hielt

der ein Gedicht war: Ein kleiner
Lastwagen sagte er, wie ein
kleiner Lastwagen, sagte er
Obwohl ich keinen Lastwagen

brauchte verstand ich gleich: die Last
der Liebe sollte er tragen
unter Menschen die Liebe die
nie jemand allein tragen kann

Eukalyptus

Draußen der Sommer, die Wiesen
glänzten in einem
unverwundbaren Licht

Im Hof das Taubengurren, was
gurren die Tauben?
Eukalyptus! gurren sie

lachte ich: uns zu erfrischen
tun sie, sagte ich
deinem Spott entgegen

Und deine Augen taubengrau
gaben mir Antwort
zogen mich stumm hinab

Alba

Unsere arglosen Körper
arglose Wärme
Schön deinen Schlaf zu bewachen

Schön etwas Nutzloses tun. Du
träumst, deine Wimpern
flattern manchmal als wüßtest du

Später auf der Straße sah ich
an einem Kiosk
zwei Männer die Kisten schlepten

Der eine mit dem Kopfverband -
wie das frische Blut
leuchtet im Weißen, das Leben!

Generation

Erzähl ich von Luftschutzkellern Gulaschkanonen
und wie der Pimpf sich drückte vorm *Dienst*: geduldig
hörst

du mir zu, willst wissen was ein weißer Jahrgang war
warum Mittelhochdeutsch und die Meinhof in Münster

Dann glättetest du meine Stirn und sagst freundlich:
Du bist eine andere Generation, das ist alles!
und bewegst dich auf deine lebendige Weise
ohne Täuschung (»Die Gewißheit ist gleichsam ein
Ton«)

Kürzlich die junge linke Poetin, scheu las sie
ein langes Gedicht über ihre alten Freunde
über die neugierigen Nasenflügel von einst

fast Fünfzigjährige jetzt mit faltigen Körpern
Sie sagte daß sie sie ankotzten, ihre Nase
fast dreißigjährig drückte dezenten Ekel aus

In dem großen Saal

In dem großen Saal
da hatte er noch
Wünsche Pläne Hoffnungen

Der neue Schlafanzug
die Renovierung der Wohnung
die Erhöhung der Rente

Später danach befragt
winkte er ab
zu Hause sterben

sagte nicht mehr viel
winkte er ab als hätte er
sein Leben nichts anderes getan

Früher hatte er manchmal
Blätter herumgezeigt
bedruckt, mit dem Namen des Sohnes

Einmal sagte er ohne Zusammenhang
Du hättest auch Arzt werden können
Meine vielen Worte nützten ihm nicht

Aber zum Abschied hielt er
länger als es üblich war zwischen uns
meine Hand

Tag Ende Februar

Die Menschen die mir entgegenkommen
haben die Mäntel geöffnet, wie warm
mir plötzlich ist

Aus »Traum im Deutschen Museum« (1986)

Am Ende der siebziger Jahre

Wir lasen in dem Buch vom Eisberg. Doch
der's schrieb ist kürzlich fortgezogen, wohnt
tiefer im Süden ließ uns hier zurück
in kalten Zimmern wo Rußflocken fallen

Europa, das sich einschwärzt als Geschichte
die niemand mehr entziffert. Zwischen Grau
und Grau die Eule auf dem Radarschirm
Die Insel driftet, niemand kann es messen

Da kam der Schneesturm, häufte alles Weiß
um Straßen Baumgerippe Häuser bleich
wie dieses Licht wie dieses Leichentuch

Ein Knistern nur, wir schaun uns an: *das Jetzt*
Die Insel rutscht zur Seite in den Raum
Eisblume nun in Hegels Weltenauge

Savignyplatz, spät

Der Mann im Mantel
 der da vorm Laden steht
hat mich erwartet, denk ich
 Er dreht sich um
schaut flüchtig auf und quert die Straße
Drüben im Zwiebelfisch geht er flippern

Moment den kenn ich
 Ist das nicht *Born*? Ich weiß
du willst mir sagen...
 Laß nur, ich weiß es auch
Ich möchte fragen ob die Zeile
über das langsame Alter stehnbleibt

Ein halber Schatten
 hinter dem trüben Glas
bedient er ruckend, stoßend
 den Apparat
Ihm huschen Flecken übers Antlitz
während in Höhlen die Augen ausruhn

Sütterlinschrift

Am Himmel glänzt der Zeppelin. Die Puppe
verliert den Kopf und wird nicht mehr gesund
Im Volksempfänger dröhnt die Stimme und
das Volk empfängt. Bier und Kartoffelsuppe

für Vater der von Arbeit kommt. Sei brav
du gehst zum Pütt, bist faul du oder fleißig
Die bunte Tüte Ostern Neununddreißig
nahm mir gleich wieder ab der Fotograf

Schönschrift in Sütterlin. Ist das der Krieg
das Lied *Wir fahren gegen Engelland?*
Die Kinder hänseln mich, ich werfe Steine

ich hasse sie und hoffe auf den Sieg
ich zähl bis hundert, warte an der Wand
daß jemand kommt und mich erlöst, und weine

Rom Via Zucchelli

Ferragosto und fast voller Mond: wie
braun die Nacht ist in ihren fleischlichen
Höhlungen! Die gelben Lampen Urin
Katzenschatten vibrierende Gitter
Wir spüren die trocknen Spinnweben im
Treppenhaus, Duft von Mörtel und Marmor

Nebenan die Signora gießt spät noch
ihre Topfpflanzen auf dem Balkon, das
tropft die halbe Nacht, ersehnter Regen
in Halbschlaf und Schweiß, Gespräche Musik
ein Telefon, die Seufzer einer Frau
und irgendwann ist es ganz still, warum

ich weiß nicht fällt mir jetzt mein Vater ein
Wie wach ich bin, die Augen suchen ihn
an dieser Decke, wo sich Schatten leicht
bewegen, obwohl es still ist. Er kam
nicht weit, seine Reisen waren der Krieg
Jetzt, denk ich, ist er angekommen, hier

Tarnung

Beim Näherkommen siehst du die Netze
zwischen den Stämmen, den Büschen. Tarnung
Gepanzertes drunter, schweres Gerät
wie eben verlassen, die Müllsäcke
leuchten hellblau für Kilroy & Kilroy

Das war sie, die Vorstellung gestern nacht:
Maschinengewehrstichomythie und
mal auch ein gestotterter Dialog
Nun, auf dem Weg, die neue Besetzung:
Negersoldaten, sie tragen ihre
automatischen Waffen vor sich her
weichen uns aus (und dem Hund) und lächeln

Guten Tag, sagen manche, guten Tag

Und was dann später im Baum klopft, meinst du
das ist der Specht der Liebe trommelt, das
ist meine Schreibmaschine, hörst du, jetzt

Der Pfeil die Schrift

Keine Touristen mehr, Kanäle Brücken
anders als sonst (ein bißchen Amsterdam mit
Bäumen vielleicht)

Wir haben uns verlaufen
oder kennst du Venedigs Kirchen nicht mehr?

Aber dann, in der Gasse, plötzlich, bei der
Haustür – verwittert sahen wir, verwischt und
grau den Pfeil und die Schrift darin kaum lesbar

Platz kom man dant

Damals warst du noch nicht geboren; *feldgrau*
kennst du das Wort?

Projektion

Die Würmer hier auf dem weißen Blatt weiß ich
sind winzige Löcher in meiner Netzhaut
schadhaftes Material wie
die verregneten Kinoleinwände 1948
O Mother Daddy help! ich liebte so
das unsynchronisierte Mädchen das
vor meinen Augen
unterging
Damals
Mein Vater war gerade zurück ein Fremder
dem ich die Schuhe putzte
Ich hielt das Mädchen im Nichtschwimmerbecken
unter den Achseln
Hilfhilfe war das schön
Unter den Achseln oder
wo genau war das eigentlich
mein Vater ließ es sich wegmachen von einem
Exnaziarzt, die kleine Narbe zeigte er nie
Zuckersäcke habe er schleppen müssen
schwerer als Sandsäcke Salzsäcke Tränensäcke
Er fing wieder an, Tanzmusik Staublunge Allergie
Ich bin vorübergefahren wo er liegt
kann an keinen Brief mich erinnern
Im Schrank verstaubt der Super-8-Film
Wie schüchtern er unter den Palmen posiert
und vor dem sterbenden Sokrates
Ich erklärte das mit dem Schierlingsbecher
kein Zuckerschlecken, wir lachten wir tranken Bier

Mein kleiner Vater
flüsterte ich die Nacht nach seinem Tod
Flecken auf Papier

Wann lasen Sie den Plato Mr. Hopper?

Er schleppt den Kohleneimer für den Ofen
heizt selbst das Atelier
 Sie kauft die Kleider
bei Sears und Woolworth kocht Konserven (wenn
sie kocht)
 Er schmeckt der Küche Frankreichs nach

Sie duldet neben sich kein anderes
Modell
 Er läßt sie nicht ans Steuer: das
ist alles das ist nichts und ist wie Leben

Er malt das Licht so weiß wie eben möglich
das Licht des Morgens leere Straßenfluchten
und macht die Schatten schräger für das Licht

Sie sitzt im Sessel, liest
 Er steht am Fenster
raucht schaut hinaus: *an einem andern Ort sein*
Oder sie liegt nackt und weist ihm den Rücken
Er auf der Kante hält das Buch
 Er las
den Plato ziemlich spät, so meint der Maler

Auf seinem letzten Bild sind sie vereint:
Zwei Komödianten treten an die Rampe
Das Leben lächelt und das Scheinen scheint

Aus »Jahre mit Windrad« (1996)

Reden ist Menschheit

Wir denken oft noch an die Witwe S.
die schrie am Telefon als wär der Mensch
am andern Ende in Amerika
(Nicht wahr man kann nur schreien oder flüstern)

Nun ist es nebenan so still. Zuletzt
hat sie geflüstert
 Aber vorher hatte
sie diesen Hausfreund der gern redete
Er sprach. Sie schrie nicht mehr ins Telefon
Denn Willi war fürs Reden. Nur nicht re-
signieren! meinte er, das war sein Motto
Ein Schwätzer dieser Willi – war die Meinung
der Nachbarin. Die wußte schon warum
Ihr Mann der sprach kein Wort die letzten Jahre
zwei Jahre nichts. Und drüben schwätzte alles
sogar die Hemden auf der Leine, Plauder-
taschen in niederträchtiger Eintracht
nicht mal die Hemden hielten still...

Dann war es wirklich. Still. *Nicht resignieren*
Und Willi stiftete noch Kranz und Schleife
FÜR IMMER DEIN DEIN WILLI Die Verwandten
der Toten ließen Willis Kranz verschwinden
Willi zog fort. Ich will, sprach er, mir was
Lebendiges kaufen, einen Papagei

Wie eine Korrektur

Seit Wochen Schnee, wie eine Korrektur
der Welt. Weiß füllt die Zeilen füllt das Blatt
Für Stunden Weiß, dann bellt ein Hund. Kein Hund
im Kopf, ein Hund dort auf der Straße
Doch keiner bellt zurück, die Wohnung bleibt
still. Keiner bellt das heißt doch Oskar bellt
Also er bellt er bellt in mir er ist!
Vielleicht bloß ein Reflex, Gehirnstrom vor
dem Tod. Die Ärztin: *Etwas zuckt er schon*
das hat nichts zu besagen. Weiße Ärztin

Seit Wochen Schnee, mein Hirn erfüllt von Weiße
Als wir ihn in die Klinik brachten trat
trat er in... Reim auf Weiße! Menschenkot
Du fuhrst nochmal zurück. Der Gartenschlauch
erfrischt ihn noch. Dann halten wir ihn fest
auf dem rutschigen Tisch aus Stahl. Erschöpft
und also ruhig war das Tier. Und wirklich:
es zuckte über seiner Stirn, nur kurz
Und seine Augen standen weiter offen
so feucht und so lebendig
Wir gingen fort bei soviel totem Leben

In der Nähe der Glienicker Brücke

Selbst an dieser Stelle im Wald hatte die Mauer Löcher, größere Lücken. Wir sahen die beiden Männer. Der eine, mit Hammer und Meißel, mühte sich ab ein größeres Stück herauszuschlagen. Wie hart der Beton war zeigte sein Gesicht. Der andre hatte die Videokamera im Anschlag. Wir gingen vorüber. Wir werden das Filmchen nicht sehen doch stellen es uns vor. Das Wertstück samt Zertifikat

Nutzen der Archäologie

Heißer August, die Asche als glühender Regen –
so stimmig liest sich die klassische Katastrophe
Aber in Wahrheit reiften schon die Granatäpfel
gärten der Wein in den Fässern, trugen die Leute
Kappen aus Pelz, ein Nordostwind wehte gewöhnlich
(der transportierte dann auch den tödlichen Fallout)
Also November! Auch ein Fortschritt der Wissenschaft:
drei Monate Frist für die Bewohner Pompejis
(wenn auch post festum aber doch besser als gar nichts)
Die Ahnungslosen, wären sie dankbar gewesen?
So wenig wie wir. Wie nachsichtig sind die rückwärts-
gewandten Propheten. Gerne wimmeln wir weiter

Zu den Akten

Wir wissen, sagt der Mann, grinst und fixiert mich
wir wissen alles über Sie! (soll wohl
ein schlechter Scherz sein, denk ich an dem Abend
vor wieviel? dreizehn Jahren; rätsele
daran herum bis ichs vergesse) Gestern
in eine Menge Leute eingeklemmt
(der Redner langweilte) von irgendwo
fühl ich mich angestarrt: es war von damals
der Mann, ich kenn ihn unter Tausenden
Ich seh ihn fragend an, er weicht mir aus
als wüßte ich nun alles über ihn

Steg über die Maggia

An rostigen Trossen hängt die Passerelle
Man geht auf schmalen ausgebleichten Planken
das Drahtnetz unter sich für alle Fälle

Doch sieht man tiefer will das Flußbett schwanken
Der ganze Fluß schwankt, mit ihm dreht der steile
Himmel sich dir entgegen: Halt dich fest
wozu gibts Seile? *Daß ich sie nicht fasse!*

Ich komme mit und führe dich nach drüben
mein Schwer- dein Leichtgewicht. *Das wird noch heiter*
Heinrich die Brücke bricht!

Wir bleiben stehen
Die Brücke schwingt schwingt weiter läßt
ihr Schwingen

Langsam kommt uns unser Sehen
das Bett an seinen Ort der Fluß zur Stelle
Der Spiegel will sich auch nicht mehr betrüben
Im klaren Schatten hält sich die Forelle

Er hat das Rot so gern

Als er auf die roten Früchte zeigte
(nicht zu greifen aus dem Kinderwagen)
lächelte die Mutter nur und neigte
sich zu ihm herab und rief Tomate!

ihm ins Ohr: Tomate! um zu sagen
daß Tomaten ihm wohl schwerlich schmeckten
Und so wars. Doch alle Attentate
überstand das Rot, selbst die versteckten

Auf dem Bild in dem verbotnen Buch
lag die nackte Frau in ihrem Bade
(nebenan die Axt auf einem Tuch)

Er war traurig denn die Frau war tot
doch dann tröstete die Limonade
mit dem hellsten allerschönsten Rot

Er will nicht schreiben lernen

Links oben auf der Schiefertafel, dort
wo er beginnen sollte mit dem Schreiben
ist diese Wunde: beim Darüberreiben
der Fingerkuppe findet er den Ort

Der Griffel knirscht und bohrt an einem Loch
wärs größer nur er wäre schon verschwunden
und unter Tafel Tisch und tiefer noch
ein totes Häschen hätte man gefunden

Die andern Kinder schreiben schnaufen leise
leicht ist das Auf-ab-auf-und-Püñktchen-drauf
Der Riesenschatten wandert durch die Klasse

Das Häschen in der Grube bäumt sich auf
Die Klingel! Löschen! Oetkers Götterspeise!
Wie glänzt die Tafel nun die schwarze nasse

Student. Fünfziger Jahre

Die Frisur von Brecht der Blick ermattet
wie von Benn und nichts soll ihn versöhnen
der Gesellschaft der er bloß gestattet

Schein zu sein damit er ihn erforsche
(Und es stört ihn freilich daß die schönen
Männer alle ähneln Dieter Borsche)

Daß im falschen nicht das wahre Leben
lebe saugt er gierig aus den Schriften
Ebenso mit innerem Erbeben
liest er was die Dichter alles stiften:

das was bleibt (und das bleibt theoretisch)
Noch magnetischer als die Gedanken
sind im Strandbad auf den heißen Planken
diese Mädchen und genau so hypothetisch

Altes Motiv

Im Dunkel zwängte sich etwas durch den Gartenzaun
eifrig und ohne besondere Eile, ein Igel

Er war wohl aufgestört aus dem Winterschlaf. Lieber
Igel sprach ich willkommen unter Laub und Ästen!

Nein ich sprach nicht, ich dachte an mögliche Fröste
an den späteren Sommer das Näpfchen mit Wasser

An alles was wiederkehrt (wenigstens so ähnlich)
auch an den Wein von dem unsere Toten trinken

Ich wollte nicht denken daß alles Kulisse ist
für den einen Zuschauer der im leeren Saal schnarcht

Aus »Langsamer träumen« (2002)

Sommertag, dreißiger Jahre

Auf dem Küchentisch die Graubrotsschnitte
vollgesogen mit dem Rübenkraut
krümmt sich in der Hitze ohne Laut
Drunten horcht das Kind und hört die Schritte

wer sie tut und hört wohin sie führen
schaut zum Sofa wo die Schenkel klaffen
riecht den Rauch denn Vater muß jetzt paffen
und erstarrt beim Klappen vieler Türen

Man zieht mich hervor als wär ich böse
Überm Ausguß in dem Spiegel glänzt der
helle Widerschein vom Küchenfenster

Vater steht vorm Spiegel zieht nervös
seinen Kamm durch die gewellten Haare
denn im Flur liegt Opa auf der Bahre

Aus dem Sommer '47

1

Dem abgerissenen Mann
wurde Kaffee gereicht
Ich mußte ihm die Schuhe putzen
bloß weil er zurückgekommen war
Mutter stand abseits
Ich hatte Verständnis für sie
liebte sie plötzlich

2

Nachher glühte drüben
die Zigarette
Ich rechnete nach
wie viel Maisbrot das war
mindestens eine Scheibe
memorierte Latein (*sine – ohne*)
schief endlich über *Apfelsine* ein

Er wäre gern böse gewesen

Ihr Vater (Konrad) war wie Adenauer
Molly die Mutter ja! wie Molly Bloom
Er (Charlie) träumte schon vom kleinen Ruhm
als er sie küßte an der Gartenmauer

Sie trug ein weißes Fähnchen aus Lavabel
Sie schaukelten im Stadtpark mit dem Kahn
und in dem Wäldchen an der Autobahn
erforschte er die Gegend um den Nabel

Sie fragte Gibt es einen Gott? Er lachte
Sie weinte und er sagte Ja Marie!
und fühlte sich wie Mackie Messer, wie
der lächelte und wie ers schließlich machte

Gisela W. aus Recklinghausen-Süd
seit wieviel Jahren bist du schon verblüht

Weißer Jahrgang

Ach die Dicke Berta
Schwarm meines dritten Schuljahrs
ein schweres Geschütz
Die Mädchen kamen später
Vorher das Seitengewehr
die Blutrinne sah kein Blut
Mein Engel macht eine Aktennotiz

Papier auf dem es schneit

Ich könnte stundenlang zusehn
wie es schneit
den Silben des Schneefalls
die Worte bilden und Sätze
und langsam die Bäume beschweren
bis alle Zeilen gefüllt sind
und das Papier wieder weiß

Schlüssel verloren

Bei Coladosen rostet ein Gartenstuhl
im Brunnenbecken während an einem Baum
der alte Penner singend sein Wasser läßt
Es ist schon meine wievielte Runde und
im zweiten Stock noch immer kein Licht zu sehn
Es kommt der Alte mit den beschiffen Jeans
Er brabbelt etwas, feucht ist sein Bruderblick
Auch du mein Sohn! auch du wirst bald bei uns sein

Satura

Der Puls ist noch palpabel
das Hirn noch sporogen
Doch zwischen Kalb und Kabel
will uns kein Gott erstehn

Schon leichtes Magendrücken
verändert den Diskurs
Wir sehen in den Lücken
den Schatten des Komturs

Vom Ein- zum Appenzeller
da war wohl ein Moment
als würde alles heller

Nun lesen wir die Daten
die uns an uns verraten
als unser Testament

Mobilat

Mit Mobilat als Narde
in fleckigstarrer Hand
die alte Avantgarde
rühmt nun den Ehestand

Man hebt sich aus den Kissen
wie aus Matratzengruft
und schnuppert den gewissen
Moschus- und Musenduft

Die Gattin steht im Rahmen
frisch wie ein Obstsalat
und nickt in deine Richtung

O Psalmenende Amen
gelingt auch nicht die Tat
sie läßt dir ja die Dichtung

Ghasel

Er ist nicht in Saigon und nicht im Hadramaut gewesen
noch wo man Opium raucht und wo man Betel kaut
gewesen

Umsteiger war er meist wär lieber gradeaus gefahren
und was er sonst erfuhr ist nicht auf seiner Haut zu lesen

Er war korrekt rasiert trug Ober- und auch Unterhemden
Er zischte Bier doch gab beim Fußball keinen Laut am
Tresen

Er las die Zeitung doch er hätte gern die Zeit gelesen
Er hat es nie gelernt in dem was man verdaut zu lesen

Er trank und speiste gern auch Bilder waren seine Speise
In Licht und Wasser schien gelöst und auferbaut: das
Wesen

Er kommt mir oft im Traum als wolle er bald Abschied
nehmen
Er schaut mich lange an als wär ich ihm vertraut gewesen

Snapshot

Ein paar einprägsame Fotos werden
immer geschossen aus solchem Anlaß
etwa an einer Straße wo dann zwei
Männer liegen wovon der eine noch
lebt während das Foto geschossen wird

Wie Zachäus

Luk. 19, 1-6

Am Weg die Sykomore wächst schneller
als du hinaufgelangst auf diesen Baum
dich dem milden Mann zu empfehlen der
von der Menschenmenge erwartet wird

Sie werden auf den falschen tippen auf
die Tiara oder das gelbe Trikot
Doch gesetzt du tippst auf den richtigen –
da ist noch das Handicap mit dem Baum

Auch ist der Kühlschrank leer und kein Feuer
unter dem Herd

Aus »(Aktennotiz meines Engels)
Arme Kunst« (2005)

Mantegnas Sebastian

Ich zählte alle Pfeile
die er an seinem Leib trägt

die Stellen wo sie eintreten
die Stellen wo sie austreten
auch die verdeckten

und vergaß über meinem Zählen
den eigenen Schmerz

Ich trat hinaus in das Licht des Kanals
Zwischen Schmutz
und dümpelnden Plastikflaschen

trieb bäuchlings ein Teddybär
Da trat mir das Salz ins Aug

Londoner Rundfunk

Ein Bild das ich behielt: Vater gebückt
am Volksempfänger, er kroch fast hinein
und drehte an den Knöpfen bis es dumpf
aus London kam – *Beethoven* Junge! ein
Erschauern schien mir ging durch seinen Rumpf
Nachrichten kamen dann, und Vaters Blick
besagte bloß Wann hast du dich verdrückt?
Ich spürte seinen Vorwurf im Genick

und kämpfte meine eignen Schlachten schoß
auf die Soldaten die im Schutz des Walls
von Klötzen auf mich zielten und genoß
ihr Fallen weinte aber wenn sie wund
am Boden lagen kopf- und helmlos und
dann leimte ich die Köpfe auf den Hals

Tipperary

Im Güterwagen (Dresden am Hauptbahnhof)
auf Stroh der Landser sang *It's a long way to* –
Er war auf Mutter (sah ich natürlich) scharf
Ich pfiff das *Tipperary* ironisch mit

Der Ami gab uns schaumiges weißes Brot
zu Andernach am Rhein und entlauste mich
Die Nissen überlebten die kurze Kur
und ich trug Glatze sommerlang voller Scham

pfiff *Tipperary* wenn ich ein Mädchen sah

Weihnachten 1946

Das achte frisch mit bloßem Genital
lag auf dem Küchentisch statt in der Krippe
die andern Kinder teilten sich vier Betten
Der Alte rauchte Amizigaretten
murmelte wenig und mit schwerer Lippe
indessen Lydia ihr Areal

mit Operettenmelodien beschallte
Sie war graziös obwohl sie etwas hinkte
Die Freundinnen genossen echte Bohnen
vom Schwarzen Markt. Das Leben soll sich lohnen!
sang Lydia und Mutter sagte: Halte
uns nicht für Schnorrer! aber etwas blinkte

in ihrem Blick. Drei Töchter gabs, ich schaute
nach Nummer zwei der blonden Ute doch
da zog mich Mutter schon nach Haus ins tote
Mansardenzimmer unser Hungerloch
Vater (im Tschechischen verschollen) drohte
vom Nachttisch bis uns beiden graute

Onkel Arthur

Im Frack als eleganten jungen Herrn
mit Dirigentenstab und Partitur
zeigt ihn das braune Foto: Arthur Stern
war ziemlich überzeugend wenn man nur
vergaß daß er in Kneipen konzertierte
(Akkordeon und Geige und Klavier)
und ihn *Arturo* nannte wer ihm Bier
und Korn oder ein Kompliment spendierte

Er arisierte sich zu *Kröger* als der Krieg
schon längst verloren war doch seine Brüder
hielten an *Stern* fest. Onkel Arthur schwieg
als ich ihn danach fragte. Nur ein müder
Blick streifte mich der sich jedoch belebte
wenn ich auf *Toscanini* kam. Es bebte

etwas in ihm das hoffte noch auf Sieg

Blick in den Hof

Während es anfängt zu schneien
schaukelt das Mädchen im Hof
schaukelt sich tief
ins wachsende weiße Dunkel
Glück ist ein Sekundenschlaf
Ich schaue auf, die leere Schaukel
schwingt noch ein wenig nach

Ende der Partie

Wir legen die Schmerzen ab (den Schmerz)
die Bitterkeiten (die Bitterkeit)
die Träume (den Traum)
und die Worte (das Wort)
jene Karte die endlich
zeitlupenhaft den ganzen Stapel
ins Rutschen bringt

Hauptgewinn

Es stiegen wieder die Mieten
als ich das erstmal schrie
und in der Klassen-Lotterie
zogen die Eltern Nieten

Endlich der Hauptgewinn
aus eigenen Chromosomen:
acht Pfund als gutes Omen
für die zweihundert die ich bin

Doch lohnte das Pöppeln die Mühe
für etwas hinter der Stirn
und später die Urne mit Asche?

*Manchmal in der Frühe
seh ich im ewigen Firm
Falter nach denen ich hasche*

Steakhaus

Li der Chinese bringt mir meinen Wein
Ich esse Hacksteak mit Kartoffelecken
In diesem Limbus kann ich mich verstecken
sogar vor mir. Hier roll ich meinen Stein
getrost bergab als wäre er vom Schnee
der Jahre die allein mein Traum getragen
Ich war zu lange bei den Lotophagen
und hielt das schon für eine Odyssee

Für mich hat wohl ein anderer gelitten
Mir ist: er leidet weiter irgendwo
und meine Eltern litten sowieso
Ich denke laut: sie hätten es bestritten

Da lächelt Li das Lächeln einer Frau
klopft mir zum Abschied auf die Schulter Ciao!

It's Alright With Me

Man hat mir die Fontanelle
damals nicht eingedrückt
und meine Sollbruchstelle
macht mich noch nicht verrückt

Ich kann zur Not eine Niere spenden
das Sektklas halten und den Urin
Ich könnte noch dies oder jenes beenden
Nur wie gehts weiter? Fragen Sie Ihn

Antworten sind wohl nicht sein Ding
Ich hör ein paar alte Platten
die Dorsey Brothers oder Les Brown

Ich weiß nicht Mögen Sie Swing?
Den spielt man nicht bei den Schatten
It's alright with me Laß uns weiter schau'n

Wer sagt

Ich fische eine Fliege aus dem Wein
aus Ekel Großmut ein zerstreuter Gott
Sie kommt nicht weit so muß es leider sein
Der Adel schafft es manchmal zum Schafott

Lautet mein Name Abel oder Kain?
Wer führt mir diese ungelenke Hand?
Was will mein Hirn wo endet mein Latein?
Das sind so Fragen über den Verstand

Du lebstest gut verborgen also gut
Du lebstest gut du lebstest gerne besser
Warum bist du beständig auf der Hut
und bietest den gebeugten Nacken an
als stünd wer hinter dir mit einem Messer?
Wer sagt Es ist nicht angesetzt o Mann

Aus »Wintermalerei« (2010)

Vergessene Zeile

Gestern sehr früh fiel mir eine Zeile ein
Sie handelte vom Tod und begann *Der Tod ...*
dann folgte etwas wie eine Behauptung

Sie schien mir gut und tröstete mich zugleich
so daß ich liegen blieb und mein Glück genoß

Dann stand ich auf *Der Tod ist ...* probierte ich
und hatte vergessen wie es weiterging

Der Tod ist eine vergessene Zeile

Montales Elefanten

Das Gedicht von den zwei Elefanten
die ihr Elefantenkind begraben
und traurig davon trotten –
ich las es vor Jahren
wie etwas das mich betraf
das eintreffen würde
das eintraf

Audens letztes Gedicht

Er liebe das Leben heißt es dort
und bitte doch Gott
ihn heimzuholen

Es fand sich kein Manuskript
des Haikus
Auden soll es gestrichen haben
Es hatte zwei überzählige Silben

Luftschutzkeller

Von der Waschküche konnte man ihn sehn:
den Nachthimmel über Oberhausen
Erst kam was man die Christbäume nannte
dann die Explosionen dann die Brände

Der Himmel selber, der Himmel brannte
Sein Widerschein schwankte im Waschbottich
im schwarzen Waschtrog mit dem Löschwasser
Ich meinte zu hören: etwas fauchte

etwas schrie dort wie eine Katze schreit
Wie Mielchen. Mutter hatte es getan
Hatte es erzählt. Und auch wie es schrie
im schwarzen Waschtrog mit dem Löschwasser

Mit Milch geschrieben

Als Kind weil ich noch kein Geheimnis hatte
schrieb ich es auf mit Milch auf Briefpapier
und tat es auf die heiße Ofenplatte
bis Schrift erschien die bräunlich war wie Bier
Notrufe schrieb ich: *SOS, die Emden*
versinkt – das war symphonisches Gefühl
Ich zeigte meine Blätter keinem Fremden
das Fremde selbst, das Sterben kam zu mir

Es kam dann echt als fehlte der Beweis
Ein Landser (Bauchschuß) lag im Straßengraben
Ein Junge noch der nach der Mutter rief
Er sah mich an, er hielt den Kopf so schief
Die andern Landser trieb es fort sie haben
ihn da gelassen, und der Mai war heiß

Ich weiß noch: Mai '45. Das Polizeiauto

Wie Steine gegen eine Blechwand schlagen
das weiß ich noch

Im Auto das so dröhnte
saßen drei abgekämpfte Landser Mutter ich
und in Zivil (er trug noch gestern Uniform)
mein Vater (blaß und schweißig sein Gesicht
die Augen Angst) und sah mich an als könnte
ich helfen und sein Blick war *wie ...*

Kein wie
Ich wußte nichts von Jesus, ich war zwölf

Die Wohlgesinnten

Wie allen gab auch dir ein Gott die Ehre
Du schienst von ihm Er schien von dir zu stammen
Das Feuer gabs nur fehlte es an Eisen
und auch der Hammer um das Stück zu schmieden
Wohlmeinend schienen uns die Eumeniden
Das Wunder war: es gab was vorzuweisen
Nun gut: in Jahren kommt wohl was zusammen
ein Haufen Verse doch kein Canzoniere

Neue Gedichte

Das Auto des Erzherzogs

Der Lack ist abgeplatzt am Einschußloch
Blank wie im Blankvers ging das Projektil
ging in den Hals Franz Ferdinands, ging in
den Leib der Herzogin, ging weiter weiter

in Herzen die man nach Millionen zählte
Geschossen habe er geschlossenen Augs
so Princip der das Werkzeug war, der Weltgeist
als Meister der Ballistik drückte ihm

die Augen zu. Was blieb? In der Vitrine
die Uniform des Erzherzogs (noch immer
recht proper) zeigt nur in der Schultergegend

paar Flecken blassen Bluts. Die Reinigung
war tätig. Also bringt man die Geschichte
zur Reinigung. Heute wie gestern. Immer

Der Zechenwald

Dieses Wäldchen war klein aber mein erster Wald
läßt sich immerhin sagen
war ein Zechen- ein Krüppelwald

In den Gräben verschwamm ölig das Himmelsblau
Eklig waren die Würmer
wollten daß man nach ihnen griff

Jungens trugen den Kopf stopplig geschoren kahl
Aus den Blasrohren schossen
sie gefiederte Pfeile ab

Einmal stand ich bereits weinend am Marterpfahl
Kam ein Mann Der war schwarz Der
war mein Vater Der nahm mich heim

Vaters Musik

Vater spielt sie noch immer
Schumanns Träumerei
spielt sie auf dem Harmonium

im Schlafzimmer wo eine
Kerze blakt und das
Fieber nach Hustensaft schmeckt

Ich sehe wieder seinen
Schatten gegen den
Winterhimmel Kriegshimmel

und träume mich ins Geheul
der Sirenen, die
Bahnen der Flakscheinwerfer

Während das alles erlischt
ist auch Vater fort
nur die Musik macht weiter

Die Bibelforscherin

Wir standen plötzlich vor der Türe, Mutter
mit der Tasche die sie vom Schützenpanzer
herab gerettet hatte, dazu ich
den Schädel voller Läuse die den Amis
in Andernach entgangen waren

Die Frau sah recht wie eine Hexe aus
Herzlich nahm sie uns auf die Bibelforscherin
Sie gab uns Dach und Brot und Schweineschmalz
und sprach von Armageddon das bevorstand
Wir aßen von dem Schmalzbrot, Mutter meinte
dies Armageddon läge hinter uns
Die Alte schwieg verzog nur ihr Gesicht

Manchmal zeigte sich ihr Sohn, sehr dick
wohl etwas schwach im Kopf. Ihn habe sie
gerettet vor den Nazis. Aber wie
verriet sie nicht. Er schwieg zu allem bloß
und lächelte

Nachkrieg, Rhein-Herne-Kanal

Der erste Nachkriegssommer schmeckte
nach Erdnüssen und fernem Amerika
Als wir die großen Kähne enterten
plump und beladen bis zur Wasserlinie
gab man uns *peanuts*, ganze Hände voll

Wir kauten sie beim alten Schleusentor
Die Mädchen gingen leer aus, klar
Wir warfen uns ins Gras mit nassem Haar
Einer verzog sich feixend ins Gebüsch
der Fähnleinführer vom vergangenen Jahr

Auch du, sagt er

Die Mädchen rochen nach *Soir de Paris*
(ein billiges Parfum) – sonst war nicht viel
Am Trümmergrundstück galt der Zungenkuß
als äußerster Beweis von Sympathie
und glaubte wer sich unverhofft am Ziel:
das Kranzgeld hielt ihn ab vom Koitus

Wir wollten keine Waffen, nicht zum Militär
Uns reichte Onkel Herberts Beinprothese
die grauen Männer die aus Rußland kamen
Sonst war nicht allzu viel an Anamnese
Man war wohl Atheist in Gottes Namen
wir wollten Bier und Bücher, kein Salär

Wir hielten durch, das Leben lief im Spargang –
Er schaut mich an: Auch du bist weißer Jahrgang

Abschuß Ostukraine

Zwischen den wüsten Trümmern
der Passagiermaschine
hält der Kalaschnikowtyp
etwas Schwarzweißes ins Bild:
ein Plüschäffchen das einem
Kind aus Holland gehörte

Gott hat noch viel zu tun
um aufzusammeln was Mensch war

Drei alte Männer

Der erste:

Ich will noch ein paar Treppen mit ihr steigen
die Spanische zum Beispiel wenn es reicht
und dann in eine stille Trattorie
Was alte Liebende vermögen? Schweigen
Sie brauchen niemand der die Geige streicht
Sie üben vor dem Tode Mimikry

Der zweite:

Schon recht. Ich spielte unter den Bacchanten
den Bacchus selbst, war unter halb Verbrannten
die Fackel: du verstehst *sapienti sat*
Nun sehe ich im Lichte de La Tours:
Ich bin versehn mit einem Lorbeerblatt
ein Schweinchen aus der Herde Epikurs

Der dritte:

Ich habe noch Herrn Cogito gekannt
Ich liebte ihn und hätt ihn gern verstanden
Wer meint er könnte sich ins Wahre denken
muß doch am Ende seine Blicke senken
Noch keiner kam der besten Welt abhanden
selbst in der Hölle zählt er zum Bestand

Ich weiß Gott schießt nicht gleich in mein Gehirn
Er sieht die Falte steil in meiner Stirn

Junger Dichter 1954

Erstes Semester
Ich esse Nudelsuppe
in der Kaufhalle

Ich überlege
ob mir ein Bärtchen stünde
ein Rilkebärtchen

Mit Achtzig

Im Hotelspiegel
die Augen meiner Mutter
Du hier in Paris?

Da ist ihr Lächeln
fort und ein alter Mann grinst
in das trübe Glas

Aus Lucena, Provinz Córdoba

Fünf Monate alt
war Platero, Eselchen
der Weihnachtskrippe,

als der feiste Mann
es zu Tode ritt und so
seinen Erlöser

Aufzeichnungen

Zechenkoloniekindheit

1

Es ist immer schon etwas da. Im diffusen Licht sind es die Schatten, die sich bewegen, ist es die Helligkeit, in die man blinzelt. Das Helle ist das Glänzende, das auf dem Herd steht – er hatte es berührt und geschrien. Es war der Kessel mit dem heißen Wasser. Ich sehe jedenfalls einen solchen Kessel vor mir. Wie war ich dazu gekommen, einen heißen Kessel zu berühren? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, es war die Helligkeit, der Glanz, der brennende Schmerz, Augenschließen und Dunkel, in dem man sich wieder zu orientieren beginnt...

Ich breche das ab und sage: Es war nicht der Wasserkessel – wie hätte ich ihn überhaupt berühren können? Allenfalls von Mutters Arm aus. Undenkbar, daß sie mich einen heißen Kessel anfassen ließ. Doch auf ihrem linken Oberarm gab es diese welligen Narben, die ich mit fasziniertem Widerwillen betrachtete. Sie rührten von einer Verbrühung her, die sie sich als Kind zugezogen hatte. Aber das ist nicht gerade ein Beweis für *meine* Geschichte.

Dafür hat sie mir erzählt, wie sie mich abstillte. Der Kleine, der schon laufen konnte, habe immer noch trinken wollen und sogar das Fußbänkchen herbeigeholt, um ihren Schoß zu besteigen. Darauf habe sie es mit Kakao versucht und, als das nicht half, mit Senf. Senf wirkte. Ich mag noch heute keinen Senf und verspüre Brechreiz, wenn ich mir mit der Zahnbürste in den Rachen fahre.

Etwas ist da. Etwa der Widerschein des Küchenfensters im Spiegel über dem Spülstein. Vor dem Spiegel steht Vater und kämmt sich. Er ist aufgeregt. Er kämmt sich immer,

90

wenn aufgeregter ist. Er fährt mit dem Kamm durchs Haar in großen, schnellen Zügen, die auf keinen Widerstand stoßen und soviel Schwung haben, daß sie immer wieder von vorn beginnen.

Wenn mein Blick nach rechts wandert, fällt das Licht auf das Ledersofa mit den Knöpfen, an denen ich gern drehte. Davor steht der Küchentisch mit der Wachstuchdecke, und auf ihm *Tukka*, die gelbe Holzente. Sie scheint etwas zu ziehen, nämlich eine Kneifzange. Für mich ist es ein Wagen, den sie zieht. Niemand spielt mit *Tukka*, denn ich hocke wieder einmal unterm Tisch. Vermutlich aus Trotz. Ich hocke unterm Tisch und sehe von dort die Beine der Erwachsenen und ihre Schenkel, die sich wie Kneifzangen öffnen und schließen. Ich stelle mir vor, den Kopf in eine dieser Zangen zu stecken.

Mein Blick geht durch die offene Tür ins Schlafzimmer. Über dem Bett der Eltern hängt das große Bild, ein Öldruck unter Glas, in dem sich das Morgenlicht spiegelt. Auf dem blauschwarzen Wasser schwimmen Rosen und Engelsköpfe, und das große Boot ist vollgepackt mit Rosen und Engeln. Die Engel im Boot sind nackt und dürfen das. Ich, allein im Zimmer, bin ebenfalls nackt, hüpfte in den weißen Kissen, die die Mutter *Paradekissen* nennt, und blicke dabei über die rechte Schulter zurück in den großen Toiletten Spiegel, wo jemand ebenfalls hüpfte und über die Schulter zu mir her blickt.

So oft ich daran denke, sehe ich ein anderes Bild vor mir, das Bild in einem Buch. Oder auf dem Bild nur das Rot, ein brennendes Rot. Und wenn ich mir das Rot vorgestellt habe, liegt eine Frau auf einem Sofa – oder doch eher in einer Badewanne? Sie ist jedenfalls nackt, und hinter dem blauen Vorhang lauert ein Mann. Er hat ein Messer in der Hand, oder ist es eine Axt? Ich will den Mann nicht mehr

sehen, muß aber immer wieder auf die Axt starren und auf das brennende Rot.

Später stehe ich hinter der halbgeöffneten Schlafzimmertür und mache etwas Ähnliches wie vor dem Spiegel. Die Eltern liegen im Bett und sollen mich nicht sehen. Sie haben natürlich trotzdem alles gesehen und lachen mich aus. Da will ich ganz weit fort, es reicht aber nur bis unter den Küchentisch.

Als die Lichter am Baum brennen, komme ich wieder hervor. Ich darf fliegen, denn Onkel Oskar ist zu Besuch. Onkel Oskar ist groß, geradezu ein Riese. Ich begreife, was das Wort »baumlang« bedeutet, denn der Onkel hebt mich bis unter die Zimmerdecke, und nun fliege ich mit ausgebreiteten Armen um den Weihnachtsbaum, spüre die Wärme der Kerzen und habe trotzdem keine Angst zu verbrennen. Unten auf dem Sofa sitzen ganz klein die Eltern.

2

Wo wohnst du, Kleiner? Wir wohnen Wilhelm-Meyer-Straße 36. Das habe ich mir eingepägt. Und wo ist das? In Herne-Horsthausen. Und wo genau? Wir wohnen in der Zechenkolonie. Unser Haus ist ein Zechenkoloniehaus. In der Zechenkolonie sehen alle Häuser so ziemlich gleich aus. Aber ich kenne die Unterschiede. In unserem Vorgarten blüht etwas. Alpenrosen, meint Mutter. Ich möchte einmal die Alpen sehen.

Hinter dem Haus gibt es die Jauchegrube und einen Hühnerstall, der aber leer ist. Mutter hatte eine Zeitlang Hühner gehalten und sie fortgegeben, weil sie sie nicht schlachten mochte. Sie muß die Eier nun kaufen. Beim Aufschlagen der Eier entfernt sie etwas Weißlich-Glitschiges. *Hahnentritt, pfui!*

92

Im Garten hinter dem leeren Stall wachsen Rhabarber, Erdbeeren, Stangenbohnen, Kartoffeln. Danach kommt ein Zaun, durch den man sich zwängen kann, dahinter dann ein schmaler Streifen Gras und dann ein Bach, der *Landwehrkanal*. Im tief eingeschnittenen gemauerten Bett gurgelt es schwarz und ölig, es riecht aufregend scharf. Ich liebe den Geruch. Es sind die Abwässer der Zeche Friedrich der Große.

Zum Schichtwechsel sieht man die schwarzen Männer auf der Straße. *Wer hat Angst vorm schwarzen Mann?* singen die Kinder. Aber sie meinen nicht ihre Väter, die von der Zeche kommen und in deren kohlenstaubgeschwärzten Gesichtern weiß die Augen rollen. Auch mein Vater ist unter ihnen.

– Du mußt jetzt artig sein.

Papa ist von der Schicht gekommen und will schlafen. Man muß also in einem Winkel der Küche spielen, ohne daß *Tukka* ein Geräusch macht. Papa verschwindet im Schlafzimmer, und wenn er wieder zum Vorschein kommt, geht er durch die Wohnung, als suche er etwas. Doch er braucht nichts zu suchen, alles ist an seinem Platz. Gegen Abend, während Mutter ihre Hände in der feuchten Erde hat, zeigt er sich im Garten, steht neben der Bank, ohne sich setzen zu wollen, oder geht auf dem geharkten Mittelweg auf und ab. Er tritt nie in die Reihen zwischen den Beeten und berührt auch keine der Pflanzen. Manchmal bleibt er für eine Weile stehen und hat den Kopf leicht erhoben, als wolle er in den Himmel fliegen, in den er sieht.

Mit Opa Kuckuck war das anders, man durfte auf seinen Knien reiten. Die Eltern verrietten nicht, warum der Vater meiner Mutter so hieß. Vermutlich habe ich nicht gefragt. Opa Kuckuck mit dem eisgrauen Schnauzbart und dem grauen kurzgeschorenen Haar glich ganz jenem alten Herrn auf dem Bild, der eine Uniform trug und Hindenburg hieß. Jungchen, wie mich der Opa nannte, durfte nach diesem Vers auf Großvaters Knien reiten:

*Der Hin-den-burg, der al-te Reck,
der Rus-sen-Tod, der Rus-sen-Schreck,
der hält im deutschen O-o-sten
wohl vor der Tü-re Wacht.*

Auf sein *Komm, Jungchen!*, ging es los, flog der Reiter auf und ab, und nur beim »Russen-Schreck« beinah vom Pferd, aber eben nur beinah. Ich wußte, ich wurde gehalten, und bei der Wacht vor der Türe wurde die Bewegung ganz sanft, und Opa, selbst außer Atem, hielt ein und genehmigte sich einen Schluck Wermut. Dann erzählte mir seine Geschichte: Wie er im fernen Ostpreußen einen kleinen Hof besessen, ihn vertrunken und verspielt hatte und mit Frau und Kindern in den Kohlenpott kam, wo es Arbeit gab. *Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt!*, begann das Lied der Bergleute. Auf *Friedrich der Große* fuhr der Opa ein, doch nach der ersten Schicht geschah etwas Merkwürdiges: *Opa haute in den Sack*.

Ich versuchte mir das vorzustellen, kam aber nicht weiter als zu dem Bild eines staubigen Kartoffelsacks im Keller und zu dem Staub, der beim Teppichkopfen aufsteigt. Wenn Opas Gesicht wieder zum Vorschein kam, fragte der Steiger, warum Opa *in den Sack* haue, und Opa antwortete,

er könne in der Grube nicht bleiben, denn dort seien keine Fenster. Ich dachte an das Lied vom armen Häschen in der Grube, das *saß und schlief, saß und schlief* und begriff, daß der Steiger dem Opa in einer solch finsternen Grube kein Licht verschaffen konnte und daß selbst das helle *Licht bei der Hand*, das der Steiger in seinem Lied trug, die Sonne nicht ersetzte. Doch mit der Berglampe, so dachte ich, wird der Steiger den Weg nach oben gewiesen haben, und ich stellte mir vor, wie er voranstieg *Glück auf, Glück auf, der Steiger kommt!*, und Opa hatte Mühe zu folgen, denn er war schon alt und müde. Die Geschichte war aus, und auch ich war wohl etwas müde von den zwei, drei Schlucken aus seinem Glas, die ich hatte trinken dürfen. Wermut. Zuerst süß, dann bitter.

Opas Beerdigung war auch bloß eine Geschichte. Freilich mit dem Nachteil, daß mir niemand mehr Wermut zukommen ließ. In Erinnerung blieb mir das Bild eines prächtigen Trauerzugs. Vier Pferde, die den glänzend schwarzen Wagen mit dem Sarg zogen. Dahinter die Menge in Trauerkleidung, Männer mit Zylindern, Frauen im Trauerflor. Ich lief hinterdrein, barfuß, und kehrte erst am Eingang zum Friedhof um, weil der Pfarrer so merkwürdig auf meine schmutzigen Füße geschaut hatte. Das könne nicht Opas Kuckucks Beerdigung gewesen sein, hieß es später, als ich den Eltern davon erzählen wollte. Eine solche Beerdigung, wie ich sie im Kopf hatte, sei viel zu teuer.

Oma Stern, die übrig geblieben war und kränkelte, lächelte fein und schwach, wenn ich an ihr Bett trat. Sie freute sich über meinen Besuch, obwohl sie wußte, daß ich auch wegen des Kandiszuckers kam, den sie in ihrem Nachttisch verwahrte. Ich lutschte die braungoldenen Brocken, bis ich nur noch die Fäden im Mund spürte, die zu dieser Süßigkeit gehörten und die ich zuletzt mit leichtem Ekel ausspöte.

Eines Tages gab es keinen Kandis mehr, und keine Oma. Es muß ein heißer Sommer gewesen sein, als sie starb. Ich erinnere mich nicht an ihren Tod, aber dieses Bild ist mir vor Augen: Fliegen haben sich auf ihr Gesicht gesetzt, und die alte Frau ist schon zu schwach um sie fortzuschleichen. Mutter legt ihr eine Zeitung aufs Gesicht, und als sie eine Weile später nachschaut, sieht die Oma noch stiller aus als sonst und ist tot. Ich sehe das immer noch vor mir, aber vermutlich nur, weil Mutter es mir später erzählt hat, und kam auch nie auf den Gedanken, Mutter könne irgendetwas mit Omas Tod zu tun gehabt haben.

Auch der alte Herr, der von der Wand in Opas Zimmer herabblickte, war längst gestorben. Jetzt gab es den *Führer* und *die Juden*.

– Wie? Ihr kauft noch beim Juden?

– Ja, weil er auf Abzahlung gibt.

Hatte ich diese Sätze wirklich gehört oder paßten sie bloß zu dem Laden, der eigentlich nur ein Zimmer in einer Wohnung war, in die man über einen dunklen Flur und, wie mir schien, nicht ohne Heimlichkeit gelangte? Auf zwei großen Tischen liegen im Licht einer nackten Glühbirne Stapel von Wolldecken, und ein alter Mann legt den Eltern die verschiedenen Decken vor und sie kaufen eine Decke, wenn auch eine andere als die von mir gewünschte dunkelrote.

Dann hörte ich von der Sache mit dem Bürgerbräukeller und der Höllenmaschine. Ein schwarzes öliges Ding mußte es sein, Männer schleppten es in einen Keller, drehten daran und schlichen fort. Dann ein enormer Knall, eine Wolke, und dicke Steine segelten aus der Wolke herab. Nein, zuerst sah man die Wolke, dann kam der Knall, der fast schon nicht mehr dazu paßte, und nun knickte der Schorn-

stein ab, sank zusammen, und es regnete Steine. Nur der Keller war nicht zu sehen gewesen. Nämlich von Mutters Schoß aus, in einer der vorderen Reihen des Kinos, im Mund den süßen Brei einer Süßigkeit, Pfefferminzbruch, der zu jedem unserer Kinobesuche gehörte.

– Wie alt ist denn der Kleine?

Mutter hatte es dem Fräulein mit der Taschenlampe nicht verraten, denn wir wurden nicht weiter gestört. Der Hauptfilm lief schon. Eine Alpengasthaus war vom Blitz getroffen worden. Der junge Mann, der mich nicht besonders interessierte, wurde gerettet. Aber das Mädchen, das ich von Anfang an mochte, weil es der junge Mann offenbar nicht tat, lag im Bett und schlief. Es hatte zu einem Glas Wasser ein weißes Pulver genommen und wollte nicht aufwachen. Indes brannte das Haus lichterloh, stürzte der Dachstuhl ein, und die vielen Menschen, die draußen auf der Wiese standen, schienen das Mädchen in dem Bett vergessen zu haben. Dazu spielte eine schöne und traurige Musik, zu der man die Worte singen konnte: *Schön war die Zeit*.

5

Manchmal ist die Erinnerung erstaunlich genau und einzig fraglich, warum man sich so genau erinnert. Etwa an das Hüpfen an dem warmen Sommerabend mit Vollmond. Ich gehe zwischen den Eltern auf dem Asphalt der Straße, die an dem einzigen Bauernhof vorbeiführt, den es in der Gegend gibt. Die Szene ist kurz vor der Kurve, wo man den Hof und die große Baumgruppe direkt vor sich hat. Da will ich an Mutters Hand hüpfen und suche die Hand des Vaters, um das besser tun zu können.

– Ist der Kleine heute *lebhaft*, sagt die Mutter.

Der Vater zieht an seiner Zigarette. Er *paft*. Er paffe zuviel, heißt es immer, doch heute wundere ich mich und überlege, was es bedeutet, wenn man »*lee-paft*« ist.

Dazu könnte der Abend auf der Festwiese passen, als wir aus dem Festzelt auf die Wiese traten. Schon stecken meine Beine in einem Kartoffelsack, hat Mutter mir die Hände um die Sackzipfel geschlossen und mich in die Reihe mit den anderen Kindern geschoben, die auf den Wettlauf warten. Das Ziel ist ein zwischen zwei Bierfässern ausgespanntes rotes Band. Dahinter soll es für den Sieger Schokolade geben. Aber noch weiter hinten, wo die Wiese auf den Kanal stößt, ist der weiße Dampfer zu sehen, auf dem eben die Lampions angezündet werden. Der weiße Dampfer, auf dem wir fahren werden, leuchtet hinter der Wiese. Darüber hatte ich die Schokolade fast vergessen.

Inzwischen hat jemand etwas gerufen, haben die Kinder neben mir zu hüpfen angefangen und sind mir schon um einige Hüpfen voraus. *Has' hüpf! Has' hüpf!* werden sie angefeuert und hüpfen schneller und schneller, während ich endlich begreife, was zu tun ist, und mir drei, vier Hüpfen gelingen. Dann stürzt der Boden auf mich zu, spüre ich das Gras im Gesicht und will für immer liegen bleiben.

Aber dann sitze ich an Bord des weißen Dampfers zwischen den brennenden Lampions, schaue auf die Lichtreflexe im Wasser und möchte lieber doch nicht sterben.

6

Während vom Tisch her die Erwachsenenstimmen kommen und das Klappern des Kaffeegeschirrs, knie ich vor dem Schienenoal mit Lokomotive und Tender, dazu einigen Personen- und Güterwagen. Eine schöne Eisenbahn, aber nicht die meine. Horst hat die Anlage mitgebracht und unter Aufsicht von Onkel Bernhard aufgebaut. Er

98

steht neben mir in seinem Matrosenanzug, auf dem Kopf die Matrosenmütze mit der Aufschrift SMS EMDEN, und gibt mit der Trillerpfeife die Kommandos zum Spielen: einmal Pfeifen heißt Fahren, zweimal anhalten. Er pfeift alle Augenblicke, während ich den Zug lieber ohne viel Unterbrechung fahren lassen möchte. Manchmal muß der Zug übermäßig lange stehen, angeblich weil die Leute aus- und einsteigen oder der einzige Güterwagen mit etwas Unsichtbarem zu beladen ist. Wenn ich frage, warum es nicht weitergeht, bekommt Horst seinen starren Blick. Wenn ich dann zum Tisch will, um mir ein Stück Kuchen zu holen, pfeift er: Losfahren!

Später, Jahre später erzählt die Mutter, was sich an diesem Nachmittag hinter unserem Rücken abgespielt hatte. Es ging um wenige Sätze, genau genommen diese drei:

– Unser Horst wird einmal Lehrer.

– Aber er stottert doch.

(Pause)

– Und euer Sohn geht später mit der Kaffeepulle zum Pütt! Auf die genaue Abfolge dieser Sätze legte Mutter den größten Wert. Manchmal wollte ich sie dazu bewegen, die Sache etwas anders zu erzählen. Sie könne etwa, so meinte ich, im Blick auf die Kinder, von denen eines nur mit der Pfeife sprach, mit Horsts Defekt begonnen und so des Onkels Reaktion provoziert haben. Immer gab es ein entschiedenes Nein. Vielmehr habe der Onkel auf unerträglich herausfordernde Art die Zukunft seines Sohnes geschildert: der werde *etwas Besseres, ein höheres Tier* – denn schon jetzt wisse Horst sich Respekt zu verschaffen usw. Erst darauf habe sie das mit dem Sprachfehler gesagt und hinzugefügt, das Stottern könne sich im Lauf der Jahre geben. Doch das mit der *Kaffeepulle* und dem *Pütt* – das habe der Onkel wirklich

gesagt und Papa habe dabei gestanden und nicht eingegriffen.

Ich sehe den Vater vor dem Spiegel in der Ecke neben dem Küchenfenster, wie er der Gesellschaft den Rücken zukehrt und sich kämmt, in hastigen Zügen kämmt, wie um etwas herauszukämmen, das sich schon zu sehr festgesetzt hat.

Mein erstes Buch. Hase und Hegel

Daß jemand, der seit seiner Schulzeit Gedichte schreibt und damit auch als Student weitermacht, erst mit Acht- unddreißig sein erstes Gedichtbuch veröffentlicht, ist vielleicht nicht besonders bemerkenswert, aber für den betreffenden Autor natürlich nicht ohne Bedeutung. Es gab für diesen späten Auftritt viele, aber keine besonderen Gründe. Es gab die Vokabelheftchen, in die der Schüler seine Gedichte schrieb; es gab ein paar Gedichte in Studentenblättern; und der Studienrat bediente ein paar kleine Literaturzeitschriften mit Gedichten. Er war ja dem Wink des von ihm verehrten Philosophen Joachim Ritter gefolgt, der die Praxis des Lebensvollzugs für wichtig gehalten hatte, das Alltäglich-Nützliche also, und war in den Höheren Schuldienst gegangen, nicht zuletzt deshalb, weil er dort ökonomische Unabhängigkeit vom Literaturbetrieb zu finden gehofft hatte.

Darüber war er in seine Dreißiger geraten; und die praktische Praxis umfaßte auch eine Familie und eine Existenz im Ruhrgebiet, wo man sich damals mit lokalen bildenden Künstlern befreunden konnte, aber so etwas wie literarisches Leben kaum gab. H.H., um diese Initialen zu benutzen, war mit seiner Situation nicht unzufrieden; er war naiverweise der Ansicht, der Literaturbetrieb würde seine Existenz früher oder später zur Kenntnis nehmen – mit oder ohne sein Zutun. Und siehe da: er wurde zu einer wichtigen Lyrik-Anthologie eingeladen. Peter Hamm edierte Mai 1966 *Aussichten. Junge Lyriker des deutschen Sprachraums*. Und da stand H.H. nun Seite an Seite mit Thomas Bernhard und Volker Braun, mit Wolf Biermann und Wulf Kirsten, mit Nicolas Born und Sarah Kirsch und anderen, die später wichtig werden sollten.

Bitte, es ging also. Und es schien auch so weiterzugehen. Ein Münchner Lektor schrieb mir: »Ihre Gedichte haben mir sehr gefallen; schreiben Sie auch Prosa?« Ein Beispiel, zu welcher Subtilität das Semikolon fähig ist. Lassen wir die Prosa beiseite. Ich begriff, was er meinte; begriff, daß die Verlage nicht eben gerade danach gierten, Gedichtbände von unbekanntem Autoren zu publizieren; begriff es ein wenig zu gut; denn ich versuchte erst gar nicht, das obligate »Bändchen«, das ich wie jeder junge Lyriker in petto hatte, an den Mann zu bringen. Die Zeit wird es richten, dachte ich.

Doch dann ergab sich die Möglichkeit, nach Berlin zu gehen, um an der dortigen PH zu unterrichten, und ich ging, ohne mich umzusehen. Das war im Spätherbst '66, gerade rechtzeitig, um jene gesellschaftlichen Prozesse mitzubekommen, die zu Studentenrevolution und Außerparlamentarischer Opposition führten; aber auch zu der fanatischen Kultur- und Literaturfeindschaft von '68. Meine anfängliche Sympathie mit dem Protest schlug um in Kritik. Die linken Freunde ließen allenfalls Agitprop und O-Ton-Literatur gelten, und für die Studenten war ein Dozent, der Gedichte veröffentlichte, ein Reaktionär oder doch ein Spinner. Ich schrieb aber weiter an meinen Gedichten, und natürlich gab es auch aktuelle, politische Töne darin, jedoch mehr und mehr auch den Versuch, das Gedicht gegen seine Befeindung zu befestigen. Hoffnung gegen alle Hoffnung. Und irgendwann sollte meine Verteidigung der Poesie – so schien mir – manifest werden. Warum gab es noch kein Gedichtbuch von mir?

Eines Tages kam mir der Lyrikband eines amerikanischen Germanisten namens Stuart Friebert in die Hand, sein Titel war *Kein Trinkwasser*, und Karl Krolow hatte das Nachwort geschrieben. Der nüchterne Titel hatte mir gefal-

len, auch der gebrochene ironisch-prosaische Ton. Das Buch – und das war vermutlich ausschlaggebend – war in einem kleinen Verlag erschienen, im Atelier Verlag Andernach. Eine Ablehnung von dort würde mich nicht umbringen. Ich schickte mein Manuskript an den Verleger Fritz Werf, und erstaunlicherweise gab es gleich eine Antwort: Annahme des Manuskripts.

Dieses trug die heftig alliterierende Überschrift *Harald Hartung / Hase und Hegel*, und auch die wurde akzeptiert. Friedrich Gräsel, Bildhauerfreund aus Bochum, entwarf den Umschlag, einen Hasen vorn, einen Hegel hinten, dazu – aus Röhrenelementen komponiert (denn Gräsel machte damals Röhrenplastiken) – ein fettes H & H. All dies silbern auf grün gedruckt. Apart & etwas verrückt. Ein Buch, wie es in einem der großen Verlage wohl kaum erschienen wäre. Und auch nicht unter einem Titel, den jede Vertretterkonferenz gekippt hätte: *Hase und Hegel*. Der Titel gefällt mir noch heute, gefällt mir eigentlich immer besser. Mein bester Titel, denke ich. Vielleicht das Beste am Buch und wohl ein Lebensmotiv. Hier das Titelgedicht:

Auf den Äckern von O.
sah ich
wie der Hase lief
Haken schlagend
wie Hegel
aus Angst vor dem Pfeffer
aber lebendig

Auf der Buchmesse 1970 saß der stolze Autor in der kleinen Kojе des Atelier Verlags und sah, wie ein junger Mann fast gierig nach dem ausgestellten Exemplar griff. »Ach

Gedichte!« murmelte er und legte das Buch zurück. Er hatte wohl etwas anderes erwartet. Aber was?

Eben auf dieser Messe las ich im Tagesspiegel die freundliche Rezension Joachim Günthers; ein paar Zeitschriften folgten mit weiteren Besprechungen. Mehr Resonanz hatte ich nicht erwartet. Ich hatte – mit 38 – mein erstes Buch. Die 500 Stück Auflage waren nach ein paar Jahren verkauft. Noch während es lieferbar war, boten es Antiquariate zu entsprechend höheren Preisen an.

Soweit die Geschichte. In Wahrheit ist das aber nur die Hälfte der Wahrheit. In Wirklichkeit hätte mir, wie ich heute sehe, ein früher erschienener Band nicht wirklich genützt. All das, was ich in meinen Zwanzigern und frühen Dreißigern mit einer gewissen Geläufigkeit produziert hatte, hatte nichts Eigenes, nichts Zwingendes. Daß ich nicht wie Benn oder Brecht schreiben wollte, war mir immerhin klar; auch Paul Celan, der mich faszinierte, schied als Vorbild aus. Er war einzig in seiner Einzelgängerei. Seine Originalität ließ schon den ersten Versuch einer Imitatio epigonal erscheinen, ja lächerlich. Meine Herkunft und Entwicklung legte mir Nüchternheit nahe, Skepsis, Ironie, Reflexion. Die Hegelsche Prosa des Lebens also; und so war der Hegel in meinem Titel auch gemeint.

Was die lyrische Moderne angeht, wurde mir W.C. Williams mit seiner Snapshot-Technik wichtig und mit seinem Leitsatz: »No ideas but in things.« In *Hase und Hegel* ist noch nicht viel davon zu spüren. Die Ideen – eben auch die politischen – schienen mir noch wichtig. So blieb auch die wortspielende Technik Erich Frieds nicht ohne Eindruck auf mich. Das Gedicht *Gedanken* spielt ausdrücklich »mit Motiven Erich Frieds«: »Die das Denken im Gehen lernten / sind dankbare Gedanken. / Ihr Dank ist daß sie das Zeitliche nicht segnen.« Ich war stolz auf den Doppelsinn.

Auch ich wollte das Zeitliche nicht segnen; wollte nicht bloß affirmativ sein und die Zustände absegnen. Meine Skepsis blieb mir wichtig. Sie half mir über die poesiefeindliche Politisierung hinweg.

Hase und Hegel also ist, wenn ich's recht betrachte, auch das Dokument dessen, was ich *nicht* sein wollte, was *noch nicht* sein konnte. Ich habe daher, bei Durchsicht für meine Gesamtausgabe *Aktennotiz meines Engels. Gedichte 1957-2004* etliche Gedichte von damals fortgelassen. Natürlich liebe ich meinen Erstling immer noch, und so hat der silbern-grüne Originalband, dessen Seiten schon leichte Stockflecken zeigen, für mich den nostalgischen Geschmack von Enthusiasmus, von Hoffnungen, von Illusionen.

Das Auge der Droste

Wenn ich das Folgende vorlese, nämlich ein kleines Divertimento über das Auge der Droste, dann tue ich das mit Hilfe einer Brille, und niemand wird mir das verargen. Das war nicht immer so. Goethe haßte nicht bloß den Tabak und das Kreuz, er haßte auch Brillen. Sobald ein Fremder mit der Brille auf der Nase zu ihm hereintrete – bekannte er zu Eckermann am 5. April 1830 –, komme eine Verstimmung über ihn, der er nicht Herr werden könne: »Es kommt mir immer vor, als sollte ich den Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen, und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichtes erspähen.« Und er fuhr fort: »Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei mündlichen Äußerungen nicht ins Auge sehen kann und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist!«

Glücklicher Goethe! Er bedurfte keiner Sehhilfen, die blendeten und seinen Seelenspiegel verschleierten. Jedem, der nur seinen Namen hört, treten die großen welterfassenden Augen vors innere Gesicht; an ihnen wird auch der Fremde erkannt, der am Schluß von Thomas Manns Roman in Lottes Wagen steigt: »Seine schwarzen Augen unter dem Stirngestein, dem jupitergleich angewachsenen Haar, das diesmal ungepudert und fast noch ganz jugendbraun, wenn auch dünnlich war, blickten groß und mit schalkhaftem Ausdruck zu ihr hinüber.«

Wie die Augen so die Texte. Privileg eines Genies, das uns einige Sätze vorhält, die klassisch und einschüchternd sind, sagen wir: von einschüchternder Klassizität. Denn was sagt Goethe über die Augen? »Wär nicht das Auge sonnenhaft, / die Sonne könnt es nie erblicken.« – das ist mehr als

ein Weisheitsspruch. Das hat die Überzeugungskraft eines wissenschaftlichen Befundes. Oder ein anderes Beispiel, noch einschüchternder, das Türmerlied des Lynkeus gegen Schluß von Faust II. Da heißt es:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt (...)
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön

»Pause« lautet dann die Regieanweisung. Wir nützen sie und kommen zu einem andern Beispiel, einem Gegenbeispiel. Zu einem Damen-Porträt, dem Porträt des Fräulein Sophie – nicht aus dem Weimarer Ambiente sondern mehr »Bei uns zu Lande auf dem Lande«, also in Westfalen: »Ihre schlanke, immer etwas gebückte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im Winde schwankt, ihre nicht regelmäßigen aber scharf geschnittenen Züge haben allerdings etwas höchst Adliges und können sich, wenn sie meinen Erzählungen von Wundern lauscht, bis zum Ausdruck einer Seherin steigern, aber das geht vorüber und dann bleibt nur etwas Gutmütiges und fast peinlich Sittsames zurück«.

Ich würde gern weiterzitieren, nämlich die Beschreibung der Röte, die manchmal über ihr Gesicht fliegt, die Beschreibung ihrer Stimme und ihres Gesanges und die ihrer Neigung zum Husten und also zur Kränklichkeit. Ich zitiere aber nicht weiter, denn Sie haben längst erkannt, wer hier für das Fräulein Sophie Modell gestanden hat: nämlich

die Verfasserin von »Bei uns zu Lande auf dem Lande« höchstselbst, Annette von Droste-Hülshoff. Und wer noch zweifelt, der wird sich dem Zeugnis ihres Lebensfreundes beugen. Levin Schücking verweist in seiner Droste-Biographie von 1871 auf die »unverkennbare vollständige Portraitähnlichkeit« zwischen dem Fräulein Sophie und der Droste: »Es ist die Dichterin selbst, die hier mit einer fast schonungslosen Klarheit über sich ihr treues Spiegelbild zeichnet.«

Annette, der hier schonungslose Klarheit attestiert wird, übte solchen Verismus vor allem gegen sich selbst. Als sie schon ein Stück weit geschrieben hatte und das Geschriebene eigentlich gut fand, verlor sie plötzlich den Mut. Warum? »Da ich meine lieben Eltern so deutlich darin erkennen konnte, daß man mit Fingern darauf zeigen konnte (...) Nun, fürchte ich, wird es Jedermann geradezu für Portrait nehmen, und jede kleine Schwäche, jede komische Seite die ich dem Publikum preis gebe, mir als eine scheußliche Impietät anrechnen.«

Annettes Buch über Westfalen blieb Fragment; auch wenn die Pietät gegen die Eltern nicht der einzige Grund für die Nichtvollendung gewesen sein dürfte. Die Dichterin war auf eine Fähigkeit gestoßen, die sie erschreckte und die sie in den Konflikt führte: Ihr augenscheinlicher Realismus stand gegen die einfache Pietät, die sie ihren Nächsten und auch der Gesellschaft zu schulden glaubte. Ihr Auge sah schärfer, als ihr manchmal lieb war. Welches Auge? Das Auge ihrer Kunst. Nicht ihr physisches Augenpaar.

Dieses war – wegen starker Kurzsichtigkeit – auf Sehhilfen angewiesen, auf Lorgnon und Fernrohr. Auf Kompensation also. Und vielleicht ist solche Kompensation ohnehin ein Movens aller Kunst. Gewiß nicht das einzige. Aber wir wollen da nicht in Spekulationen verfallen. Die Droste

nahm das Gegebene mit Humor, ja sie spielte damit. In Prosa und im Gedicht.

In der Zeit ihrer Freundschaft mit Levin Schücking besuchte sie der soviel jüngere Freund einmal in der Woche, zu meist Dienstags, und sah sie schon von weitem, wie sie auf einer alten Holzbank saß und mit ihrem Fernrohr nach ihm ausschaute. Und wie sah sie ihn? Am 11.9.1842 schrieb sie: »Lieber Gott! wo sind die Zeiten hin! – Ich konnte es doch nicht lassen mit meinem Fernrohr zu meiner Bank zu wandern, und das Herz klopfte mir ordentlich, als ich etwas durch den Schlagbaum kommen sah, – es war aber nur ein sehr schäbiger Bauer mit einem noch schäbigeren Hunde – habe ich Dir nun törichtes Zeug genug geschwätzt?«

Alles andere als das. Sie hat nur beschrieben, wie das Auge sie gefoppt hat – in der Übererwartung, den Geliebten endlich zu sehen. Dieses Verfehlen muß ihr so wichtig gewesen sein, daß sie es auch im Gedicht behandelt hat: auch hier ist es der bekannte mythische Ort, »Die Bank«, in einem Gedicht aus dem Frühjahr 1842. Da kann sie mit ihrem Blick »den Weg nach allen Seiten hin bestreichen.« Da erscheinen vor dem inneren Auge Gestalten der Vergangenheit, ein alter Mann etwa und auch der lang verstorbene Bruder. Dann aber heißt es:

So sitz ich Stunden wie gebannt,
Im Gestern halb und halb im Heute,
Mein gutes Fernrohr in der Hand
Und laß es streifen durch die Weite.
Am Damme steht ein wilder Strauch,
O schmäählich hat mich der betrogen!
Rührt ihn der Wind, so mein' ich auch
Was Liebes komme hergezogen!

Doch auch das ist eine Augentäuschung. Der Übersprung von inneren und äußeren Bildern will nicht gelingen. Was die Wartende halluziniert, ist »ein wert' Phantom, geliebte Lüge.« Das ist nicht sentimental, es ist bloß illusionslos. Und manchmal nimmt die Droste ihre Probleme beim Erfassen visueller Eindrücke mit Humor. So etwa in einem ihrer bedeutendsten Gedichte, in der »Mergelgrube«. Das ich hier nicht interpretieren will – es geht mir nur um ein kleines sprechendes Detail.

Wer das Gedicht einmal gelesen hat, erinnert sich: Das Gedicht beginnt als Grabung, und wenn wir der Schilderung des buntscheckigen Erdmaterials, der geologischen Schichtungen gefolgt sind, steigen wir mit der Dichterin in die Mergelgrube selbst hinab und machen uns ihre akustische Hyperempfindlichkeit zu eigen, die aus dem Sausen des Winds in der Grube einen Traum werden läßt. Wir gehen gleichsam im grauen Mergel verloren und verlieren für einen Moment unsere Identität. Die Droste schockt uns mit dem Bild einer vergangenen oder künftigen Erde, »einer Erde, mürbe, ausgebrannt.«

Dann ruft sie uns aus dem Traum zurück in die Wirklichkeit. Wir sehen einen Hirten. Er sitzt oberhalb der Grube und strickt »bedächtigt seinen Socken«; ein bißchen weggetreten wohl, denn »er schaut so seelengleich die Herde an, / Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.« Es zeigt sich, daß er in einem Buch liest. Es ist Bertuchs aufklärerische Naturgeschichte, die der Schäfer für pure Lüge hält. »Der lügt mal, Herr! Doch das ist just der Spaß!«

Sein bornierter Bibelglauben, der die Schilderung der Sintflut buchstäblich nimmt, modern gesagt: sein Kreationismus will von der Erdgeschichte nichts wissen und nichts von den Versteinerungen. Seine Pfiffigkeit glaubt sich der Dichterin über:

Ich reichte ihm die Schieferplatte. »schau,
Das war ein Tier.« Da zwinkert er die Brau
Und hat mir lange pfiffig nachgelacht –
Daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht! –

Zum Traum von der Verlorenheit des Menschen im Weltenbau kontrastiert die poetische Ironie, der Humor. Nur so kann die Dichterin die fast alptraumhafte Befangenheit abstreifen. Humor, so scheint mir, bezeugt auch ihre Maskierung als Mann im Gedicht – das ist der kleine Punkt, auf den ich hinauswill. Der Schäfer spricht die Dichterin als Herr an: »Der lügt mal, Herr! Doch das ist just der Spaß.« Darüber haben die Forscher natürlich ihre Vermutungen angestellt. Etwa: Um in Stimmung zu kommen, habe die Droste sich als Mann verkleidet denken müssen. Das schrieb Ernst Kretschmer in *Geniale Menschen*; er hat wohl nie das großartig-bacchantische Gedicht »Am Turme« gelesen, das die Dichterin als entfesselte Mänade zeigt. Daß sie in der »Mergelgrube« sich als Mann ansprechen läßt (»Der lügt mal, Herr!«), mag schlicht literarische Konvention sein, wonach Dichter männlichen Geschlechts sind. Aber hat man auch die Möglichkeit erwogen, daß der Schäfer, schläfrig wie seine Schafe, nicht wirklich aufgeschaut und die Frau nicht erkannt hat? Oder selber kurzsichtig war, wie die Droste?

Scherz beiseite. Die Wahrheit ist, daß die Droste – trotz ihrer Kurzsichtigkeit oder gerade deshalb – immer genau hingeschaut hat: in die Ferne mit dem Perspektiv, in die Nähe mit dem besonderen Scharfblick der Kurzsichtigen. Hunderte von Beispielen wären leicht beizubringen. Hier zunächst ein paar für die Nahsicht.

In der »Mergelgrube« sieht sie – ich zitiere nur diese Zeilen –: »Spatkugeln kollern nieder, milchig weiß, / Und um

den Glimmer fahren Silberblitze; / Gesprenkelte Porphyre, groß und klein, / Die Ockerdruse und der Feuerstein.« Vor allem in den »Heidebildern« gibt es viele Beispiele solcher Nahsicht: nämlich in einem einzigen Gedicht »zahllos blanke Tropfen, die / Am Wacholder zittern« oder die Grille: »am Halme weilend / Streicht die Grille sich das Naß / Von der Flügel grünem Glas. / Grashalm glänzt wie eine Klinge, / Und die kleinen Schmetterlinge, / Blau, orange, gelb und weiß, / Jagen tummelnd sich im Kreis.«

Nicht minder frappierend ist der Droste Fähigkeit zum Panoramabild, in den Szenen von Heide und Moor, Wüste und Meer – die berühmten Beispiele finden sich in Balladen wie »Die Vergeltung« oder in der Szene einer Wüstenlandschaft, wo sie dem aufkommenden Exotismus huldigt und den Kollegen Freiligrath mühelos einholt, ja übertrifft.

Mit den Naturschilderungen in ihren Briefen könnte man ein eigenes Bändchen bestücken. Etwa mit der Schilderung eines unendlichen Regens im Münsterland, mit den wunderbarsten Sonnenuntergängen am Bodensee oder mit einem Blick in ihre »Spiegelei«, in ihr vom Bodenseeglanz erfülltes Meersburger Zimmer. Von dort schreibt sie im Februar 1847 einen langen Brief an Elise Rüdiger. Darin spricht sie von ihrer enormen Phantasietätigkeit: »Überhaupt langweile ich mich gar nicht; meine Phantasie arbeitet mir zu sehr, und ich muß aus allen Kräften dagegen ankämpfen. Jede etwas unebene Stelle an der Wand, eine jede Falte im Kissen, bildet sich mir gleich zu, mitunter recht schönen Gruppen aus, und jedes zufällig gesprochene etwas ungewöhnliche Wort steht gleich als Titel eines Romans oder einer Novelle vor mir (...) Sie sehn, wie überreizt ich noch bin.« Phantasie ist vor allem visuelle Phantasie, ausgelöst im Blick der Augen.

Aber ich will Ihren Blick auf etwas lenken, was ich Annettes Blick für die Modernität nennen möchte. Es ist eine Sache aus ihren jüngeren Jahren. Eine Szene, die in die Zeit der ersten Rheinreise der Droste gehört, jener Erholungs- und Befreiungsreise von 1825, die ihr August Wilhelm Schlegels und Sibylla Mertens-Schaafhausens Bekanntschaft einbrachte und die Gespenster ihrer Liebes- und Jugendkatastrophe verscheuchte. In einem Brief an die Mutter will sie der liebsten Mama »doch noch allerhand *Allotria* mitteilen.« Was folgt, ist mit dem recht harmlosen Begriff *Allotria* kaum zu fassen. Es ist Halluzination und Allegorie zugleich. Annette gibt nämlich eine Schilderung des soeben vom Stapel gelaufenen Dampfschiffs *Friedrich-Wilhelm*, ganz nah, von der Schiffsbrücke aus gesehen, wie es mehrere Male rheinauf, rheinab fährt, begleitet von türkischer Musik und beständigem Kanonenfeuer.

»Ein so großes Dampfschiff«, schreibt sie, »ist etwas höchst Imposantes, man kann wohl sagen, Fürchterliches. – Es wird, wie Du wohl weißt, durch Räder fortbewegt, die, verbunden mit dem Geräusch des Schnellsegelns ein solches Gezisch verursachen, daß es auf dem Schiffe schwer halten muß, sich zu verstehen. Doch dieses ist nicht das eigentlich Ängstliche. Aber im Schiffe steht eine hohe dicke Säule, aus der unaufhörlich der Dampf hinausströmt in einer grauen Rauchsäule mit ungeheurer Gewalt und einem Geräusch wie das der Flamme bei einem brennenden Hause. Wenn das Schiff stille steht, oder wenn der Dampf so stark wird, daß er die Sicherheitsventile öffnet, so fängt das Ding dermaßen an zu brausen und zu heulen, daß man meint, es wollte sogleich in die Luft fliegen. Kurz, das Ganze gleicht einer Höllenmaschine, doch soll gar keine Gefahr dabei sein, und ich möchte diese schöne Gelegenheit wohl nut-

zen, um nach Koblenz zu kommen, was *in fünf Stunden* möglich sein soll.«

Was die »gehorsame Tochter Nette« da als »*Allotria*« in den Brief einschmuggelt, ist eine Allegorie der Moderne. Darin ist die hohe Säule nicht länger eine Tempelsäule, sondern der Schlot einer Höllenmaschine, deren Sicherheitsventile vorerst noch den Überdruck abblasen. Das Brausen und Heulen erscheint als Warnzeichen, und man möchte für die Nerven der jungen Frau fürchten, hätte sie nicht im gleichen Atemzug, nämlich im selben Satz, das »Ding« als ungefährlich und gar als »schöne Gelegenheit« erklärt – ein Beispiel für die bemerkenswerte und auch sonst bewiesene Unerschrockenheit der Droste, die mit ihren Dämonen auf vertrautem Fuß zu leben pflegte.

Immerhin könnte ihre Schiffs-Allegorie einen berühmten Satz Walter Benjamins illustrieren, nämlich: »Der Begriff des Fortschritts ist auf die Idee der Katastrophe zu fundieren.« Es gibt übrigens einen Stahlstich, der den von der Droste geschilderten Dampfer bei seiner Ankunft in Köln am 14. September 1825 zeigt. Da erscheint die »Höllenmaschine« als ein eher harmlos wölkendes Raddampferchen vor der Kulisse des noch im Bau befindlichen Doms. Das zeigt, wie scharf das Auge – hier das historische Auge – der Droste sah. Sie sah ein Stück Zukunft.

Wir sind längst an dem Punkt, wo das äußere und das innere Auge nicht mehr zu trennen sind – denn fast immer wechselt die Dichterin zwischen Nah- und Weitwinkel, zwischen Realismus und Phantasie, zwischen Außen und Innen. In einem ihrer Gedichte (»Die Verbannten«) findet sie dazu die lyrische Formel: »Mein äußres Auge sank, / Mein innres ward erschlossen.« Das ist auch der Moment, auf das einzugehen, was man das Zweite Gesicht nennt, eine Fähigkeit, die der Droste nicht fern war – eine typisch

norddeutsche, eine westfälische Eigenart, wie man weiß. In ihren »Westfälischen Schilderungen aus einer westfälischen Feder« heißt es dazu: »Der Vorschauer (Vorgucker) im höheren Grade ist auch äußerlich kenntlich an seinem hellblonden Haare, dem geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen, und einer blassen oder überzarten Gesichtsfarbe; übrigens ist er zumeist gesund, und im gewöhnlichen Leben häufig beschränkt und ohne eine Spur von Überspannung.«

Das klingt nüchtern und objektiv, aber – kein Zweifel – auch hier haben wir es mit einer Art Selbstbildnis zu tun: durchaus verfremdet, denn der Vorschauer oder Vorgucker wird als Mann vorgestellt, doch die »geisterhaften Blitze der wasserblauen Augen« und die »blassen oder überzarte Gesichtsfarbe« – das alles gehört der Droste. Andererseits wollen wir die schlichte Gesundheit und das völlige Fehlen von Überspanntheit nicht unserer Dichterin anrechnen. Von beidem war sie – zu ihrem Leid und unserem Glück – völlig frei.

Man muß aber nicht auf das spukhafte Zweite Gesicht zurückgehen, um die Tiefe der Droste'schen Psyche auszuloten. Die Dichterin hat das selbst auf unübertreffliche Weise getan, die weit in die Erkenntnisse von Psychoanalyse und moderner Seelenkunde hineinreicht. Die Dichter haben uns ja, wie Freud einmal an Arthur Schnitzler schrieb, die Entdeckung der seelischen Tiefenschichten voraus. In einem Brief vom 8. Mai 1906 heißt es: »Ich habe mich oft verwundert gefragt, woher Sie diese oder jene geheime Kenntnis nehmen konnten, die ich mir durch mühselige Erforschung des Objektes erworben, und endlich kam ich dazu, den Dichter zu beneiden, den ich sonst bewundert.«

Ein Gedicht, wie es Freud hätte bewundern können, hätte er die Droste gekannt, ist »Spiegelbild« – ein Gedicht mit dem Doppelgänger-Motiv. Mit ihm komme ich zum eher ernsten Schluß meines Divertimento. Im »Spiegelbild«, geschrieben im Winter 1841/42, führt ihre Fähigkeit zu Selbstdistanz und Beobachtung an die Grenze, ins Dämonische, und zugleich in die äußerste Verschärfung der Analyse. Hoch suggestiv exponieren die Eingangsstrophen das Thema: die Begegnung mit dem gespiegelten Selbst als dem ganz anderen:

Schaust du mich an aus dem Kristall,
Mit deiner Augen Nebelball,
Kometen gleich die im Verbleichen;
Mit Zügen, worin wunderbarlich
Zwei Seelen wie Spione sich
Umschleichen, ja, dann flüstre ich:
Phantom, du bist nicht meines Gleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Hut,
Zu eisen mir das warme Blut,
Die dunkle Locke mir zu blassen;
Und dennoch, dämmerndes Gesicht,
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,
Trätest du vor, ich weiß es nicht,
Würd' ich dich lieben oder hassen?

Wer ist dieser andere, das Gegenbild, das Phantom? Clemens Heselhaus hat gemeint, im Spiegel scheinere der Typus des Zerrissenen auf, der unter Byrons Einfluß im Vormärz und bei den Jungdeutschen Mode und Pose war. Er hat auch nahegelegt, daß das Phantom ein nicht völlig verfremdetes Selbstporträt ist, ähnlich dem des Fräuleins So-

phie in *Bei uns zu Lande auf dem Lande*. »Ihre nicht regelmäßigen aber scharf geschnittenen Züge« – wir haben es zitiert – »können sich (...) bis zum Ausdruck einer Seherin steigern.«

Was aber hält das angefochtene und zugleich faszinierte Ich davon ab, dem Phantom zu verfallen oder sich unter seiner Bedrohung aufzulösen? Es ist die eigentümliche Furchtlosigkeit und Besonnenheit, die die Dichterin nicht aufgibt. Sie faßt den fremd-eigenen Nebelball unerschrocken ins Auge. Das regiert auch den Kunstverstand, der das Phantom in die Sprache bannt, in die genau abgezielte Strophenform. Ja mehr als dies alles: Es ist Caritas, ist Mitleid, das hier spricht, stärker als alle Faszination. Caritas spricht aus dem Schluß:

Und dennoch fühl ich, wie verwandt,
Zu deinen Schauern mich gebannt,
Und Liebe muß der Furcht sich einen.
Ja, trätest aus Kristalles Rund,
Phantom, du lebend auf den Grund,
Nur leise zittern würd' ich, und
Mich dünkt – ich würde um dich weinen.

Die Droste muß keine Maske aufsetzen, um sich vor dem Anblick des Fremden, das auch sie selbst ist, zu schützen. Sie nimmt ihn in Augenschein: als sichtbare Wirklichkeit und Täuschung zugleich. Hier zeigt das fromme Edelfräulein, daß ihm die Seele Luzifers nicht fremd ist; es beweist dazu die vollendete Souveränität des dichtenden Ich. Die zutiefst Fromme bestimmt selbst die Milde des Schlusses: Zittern und Weinen stehen unter Vorbehalt des Irrealis. Man weint nur um wirkliche Menschen. Mit den Phantomen des Ich aber wird man fertig, indem man sie poetisch

bannt. Eine poetische, aber auch eine moralische Leistung. Das Auge der Droste ist scharf und milde zugleich. Denn wo ließen sich bei ihr Kunst und Moralität trennen? Und wo in der Kunst überhaupt? Da ist das Auge nicht mehr allein zuständig – aber wir brauchen unsere Augen, um die Kunst zu erkennen – als Widerschein der Welt: Hier und heute.

Das Dunkel singt (Ernst Meister)

Doch das Dunkel fragt

Engel, Geläute der Bilder,
Frühlinge ... wo?
Lang

ist das Pendel
dieser Uhr,
und das Dunkel fragt:

Engel, Geläute der Bilder,
Frühlinge ... wo?

Lang
ist das Pendel dieser Uhr,
schwingt über
jeglichen Rand.

Einer sprach:
Ich bin zu euch gesandt ...
Doch das Dunkel fragt:

Engel, Geläute der Bilder,
Frühlinge ... wo?

Als der junge Ernst Meister 1930 in Marburg das Studium der Theologie aufnahm, tat er das – wie Gottfried Benn drei Jahrzehnte vor ihm am nämlichen Ort – auf Wunsch seines Vaters. Zwar hatte er starke metaphysische Interessen, doch der Theologiestudent »bezweifelte längst, dass es ihn (Gott) gab.« So wandte er sich der Philosophie, Ger-

manistik und Kunstgeschichte zu und ging im Winter 1931/32 nach Berlin. Er hatte angefangen, Gedichte zu schreiben und verkehrte im Romanischen Café. Die Vossische Zeitung sah in Meisters Erstling *Ausstellung* (1932) »eine Art Kandinsky-Lyrik«. Darin gab es diesen zutiefst sarkastischen Fünfzeiler: »Das Dunkel fragt man nicht. / wie es ihm geht. / Es singt nicht. / Es hat keine Augen. / Dunkel ist ein toter Hund.«

Meisters »Kandinsky-Lyrik« war nach Machtantritt der Nazis keine Empfehlung, und der junge Dichter fühlte sich »wie die Weimarer Verfassung faktisch zu nichts geworden.« Er geriet in eine schwere Lebenskrise. Sein Lehrer Karl Löwith mußte emigrieren, und so wurde nichts aus der geplanten Dissertation über Nietzsche. In der Frankfurter Zeitung ließ Meister noch drei kleine Prosastücke erscheinen. Dann schrieb er zwar noch, publizierte aber nicht mehr. »Das Dunkel singt nicht«, hatte es in *Ausstellung* geheißen.

Erst in den frühen fünfziger Jahren versuchte Meister es wieder mit dem Veröffentlichen. Durch Hans Benders Vermittlung druckte V.O. Stomps in seiner Eremitenpresse einige schmale Bändchen, darunter 1957 *Fermate*. Im selben Jahr erhielt Meister den Münsteraner Droste-Preis, der den Anfang seines langsam wachsenden Ruhms markiert. »Doch das Dunkel fragt« ist ein Gedicht aus dem Band *Fermate*. Wir lesen ein paar hingetupfte Wörter, von denen die meisten wiederkehren. Sie ergeben ein zartes Gebilde, ein Gedicht, das man leicht überlesen könnte. Wovon spricht es? Von Engeln, Bildern, der Uhr und dem Dunkel. Das sind schon vier von den acht Substantiven, die vorkommen. In siebzehn Zeilen erscheinen insgesamt nur dreißig Wörter, wenn man die Wiederholungen abzieht.

Und doch füllt das Gedicht seinen Raum, seine Zeit aus.
Ein Rondo aus Worten, verbale Minimal Music.

Was da vorbeizieht und wiederkehrt, scheint willkürlich,
bildet aber doch eine Abfolge, einen Zusammenhang. In
zarter Andeutung wird Metaphysisches («Engel») und Le-
bensmäßiges («Frühlinge») durch Synästhesie vermittelt: im
»Geläute der Bilder« ist bildhafte Wahrnehmung zugleich
Musik.

Dies alles verbindet der Verlust, die Frage nach ihrem
»wo?«: »Engel, Geläute der Bilder, / Frühlinge... wo?« Wir
lesen eine wiederholte Klage um Vergangenes, Verlorenes.
Was diese Klage auslöst, ist die Zeit, genauer: ihr Ding-
symbol, die Uhr. Eine Pendeluhr, zu Dichters Zeit noch in
Gebrauch, aber schon aus der Mode. »Lang / ist das Pendel
dieser Uhr, / schwingt über jeglichen Rand.« Über den
Rand der Welt, wie es scheint. Die Frage danach, warum
sich alles so verhält, wird keinem menschlichen Ich zuge-
wiesen. Sie gehört einer anderen Macht: dem Dunkel. Das
Rätsel fragt nach dem Rätsel. Und während es fragt, gibt es
einen erstaunlichen Einschub: »Einer sprach: / Ich bin zu
euch gesandt...« Kein Zweifel, dass von einer Verheißung
die Rede ist. Kein Zweifel auch, daß diese Verheißung ins
Anonyme entrückt ist und in die endgültige Vergangenheit.
Auslassungspunkte sparen aus, was zu sagen und zu denken
wäre. Der einzige Reim des Gedichts aber bindet den *Rand*
der Welt mit dem Einen, der *gesandt* ist, zusammen. Meis-
ter sucht noch im Disparaten den Zusammenklang.

Der Leser des Johannes-Evangeliums (8, 42.) mag an die
Stelle denken, wo Jesus sagt, er sei nicht von sich selber
gekommen, sondern Gott habe ihn gesandt. »Warum ver-
steht ihr denn meine Sprache nicht?« fragt Jesus die Zuhö-
rer. Hat man ihn je verstanden? Hier im Gedicht erscheint
sein Schatten. Auf ihn reagiert das Gedicht mit einer letzten

Wiederholung der Anfangsfrage: »Engel, Geläute der Bilder, / Frühlinge ... wo?«

Eine Antwort wird nicht gegeben. Der Leser fordert sie auch nicht mehr ein. Für ihn ist die Klage vollends Musik geworden. Für den Dichter, über die Lebensmitte längst hinaus, ist das Dunkel kein »toter Hund« mehr. Das Dunkel fragt. Mehr noch: das Dunkel singt.

Der Schatten des Meisters (Nicolas Born)

Bei Mondschein

Es ging
der Körper eines Schattens
aufrecht.
Sein Gesicht, sehr weiß,
war helleres Licht,
sein Mund
formte Kiesel,
sein Schatten
kam zählend die Wege

nicht weit.

Ein kurzes Gedicht, zehn schmale Zeilen. Fast unscheinbar. Und doch geht ein diskretes Leuchten von ihm aus, obwohl es auf die Kunstreize von Reim und Metrum verzichtet. Es sucht auch nicht die Konkurrenz zu den großen Mondgedichten unserer Literatur, es wählt nur eine andere Beleuchtung der Dinge.

Sie gibt der Titel vor wie eine Regieanweisung. »Bei Mondschein« ist manches möglich, was bei Tag befremdet. So die Umkehr unserer gewohnten Wahrnehmung. Wir sehen zunächst einen Schatten, dann erst den dazugehörigen Körper. Wo ein Schatten ist, muß auch ein Körper sein; und – da er aufrecht geht – ein Mensch. Doch nicht um taghelle Logik geht es, sondern um die Evidenz des Phänomens.

Dieses ist schon deshalb sichtbar, weil von ihm Licht ausgeht: »Sein Gesicht, sehr weiß, / war helleres Licht.« Nicht der Mond ist die entscheidende Lichtquelle, sondern ein

Gesicht. Es ist nicht beleuchtet, es leuchtet aus sich selbst. Leuchtet heller als der Mond, der deshalb gar nicht erwähnt wird. Mehr: dieses von innen erleuchtete Wesen ist zu Erstaunlichem fähig: »sein Mund formte Kiesel.«

Diese Zumutung an unsere Alltagslogik erinnert an den Mythos, wonach Demosthenes Kiesel in den Mund nahm, um seine Rede zu trainieren. Hier sind es die Sprachwerkzeuge selbst, die das Widerständigste zu formen vermögen. Doch schon eilt der Bericht vom erleuchteten Schattenmann dem Ende zu: »sein Schatten / kam zählend die Wege.« Was zählte der Schatten? Und welche Wege kam er? Das bleibt ein Rätsel. Erst wenn wir die Leerzeile überspringen, trifft uns das harsche: »nicht weit.« Die Pointe als Desillusionierung. Wie sollen wir die Gnome auflösen? Vielleicht so: So wenig Achill die Schildkröte überholt, so wenig weit kommt, wer die Wege zählt.

Was phantastisch begann, endet als Parabel. Sie erzählt Vergangenes, erzählt von einem Abschied. Ein junger Dichter nimmt Abschied vom Schatten seines Meisters. Es ist der Abschied vom erleuchteten Dichter, der rededemende Kiesel in seinem Munde formt. Es ist der Abschied von der hermetischen Poesie, die »nicht weit« kommt, nicht in den Tag, in die gesellschaftliche Realität.

Der das schreibt und anno 1965 an abgelegener Stelle, im *Essener Lesebuch* 1965, publiziert, ist damals ein sehr junger Autor: Klaus Born, ein Essener Chemigraph mit literarischen Ambitionen. Er hat nach Paris an Paul Celan geschrieben, nach Ost-Berlin an Johannes Bobrowski, vor allem aber ins nahe Hagen, an Ernst Meister. Man wird miteinander bekannt, Besuche gehen hin und her. Meister wird Borns spiritus rector, Else Meister schlägt ihm vor, sich einen »Künstlernamen« zuzulegen. So kam es zu Nicolas.

In Borns Nachlass fand sich eine Mappe mit dem – allzu sprechenden – Titel »Echolandchaft«. Eines der damaligen Gedichte ist Ernst Meister gewidmet. Es fragt: »war es wer / der mich fragte / ob ich wolle / den traum / oder lieber / das licht.« Born wählte das Licht, er trat aus Meisters hermetischem Schatten heraus. Er vertauschte die Ruhrpottprovinz mit dem Berlin der aufkommenden Studentenrevolte. Er schrieb – wie auf seinen Lehrer anspielend – »mit zunehmender Meisterschaft wird alles schwerer.« Seine neuen Gedichte sollten roh sein, nicht geglättet, auf keinen Fall hermetisch. Sie wollten in der täglichen Erfahrung Utopisches sichtbar machen, erhofften »das Erscheinen eines jeden in der Menge.« Mit Gedichten und Romanen kam der Ruhm. Dann holte die Krankheit Nicolas Born ein. Im Juni 1979, beim Petrarca-Preis in Verona, erreichte ihn noch die Nachricht vom Tod Ernst Meisters, die ihn sehr traf. Born starb im Dezember 1979, an Lungenkrebs. Sein frühes Gedicht ist mehr als eine Talentprobe. Es zeugt von Möglichkeiten, die Born beiseite ließ, um frei zu werden.

Der Tag vor dem Abend

Aufzeichnungen

Endlich bei Chardin. Nachdem ich am Louvre, vom Pont des Arts kommend, beim Versuch, den stark befahrenen Quai du Louvre zu überqueren, der Länge nach über die Fahrbahnteilung hingeschlagen und überflüssigerweise, wie mir schien, ins Hospital gebracht und von einem Arzt versorgt worden war, stehe ich zwei Stunden später, einen Wattepfropfen mit gestocktem Blut in der Nase, vor den geliebten Chardins und habe plötzlich einen ungemainen Sinn für die Rot- und Brauntöne seiner Stilleben, und immer noch im Ohr die an F. gerichtete Frage des Sanitäters: »Hat Ihr Mann immer eine so dicke rote Nase?«

Das Zweitgesicht. Ich träume einen Saal, eine Bühne. Leute tanzen heran, halb vermummt, einige davon in Pelzen. Ich bemerke, daß sie ihren Nacken einziehen, um etwas zu verbergen: nämlich ihr rückwärtiges, ihr zweites Gesicht, das völlig unbewegt ist und die Grimassen des Vordergesichts nicht mitmacht.

Heute, beim Betreten eines Busses, sah ich plötzlich *meine Mutter* oder doch, nachdem der Schock vorbei war, eine etwa siebzigjährige Frau, die bis in Blick und Gestus die fast vollkommene Wiedergängerin der Toten war. Einen Moment dachte ich, die Frau würde mich ansprechen. Was vorausgesetzt hätte, daß ich die Replik ihres Sohnes wäre, so sie einen hätte.

Steakhaus. Die dicke Frau am Nebentisch, die die ganze Zeit so merkwürdig gelächelt hat, fängt an zu brabbeln, und aus dem anschwellenden Sprachgeräusch der Einsamen

höre ich immer wieder die Folge »Menschenfresser« und »Ihr seid Menschenfresser« heraus. Dann jedoch, nach einer Pause, kommt mit hoher Stimme etwas, das ich so verstehe: »Aber ich habe ihn doch geliebt«. Worauf die Frau herzhaft rülpst und in ihr voriges Lächeln zurückfällt.

Vor Mitternacht eröffnet uns der Freund, dessen Frau sich kürzlich von ihm getrennt hat, daß er mit keinem Menschen auf der Welt tauschen möchte; und so freuen wir uns mit ihm und vor allem darüber, daß er die Kränkung, verlassen worden zu sein, überwunden hat. Noch lange nach Mitternacht beharrt er auf seinem Glück. So sehr, daß wir uns fast gekränkt fühlen. Wenigstens mit uns sollte er doch tauschen mögen, denken wir.

Davon erwacht, daß der Operateur, der eine Art Strumpf über seinem kahlen Schädel trägt, anordnet, man werde mir diese alte Wunde aufreißen. Ich bemerke, daß er das buchstäblich meint und nicht gesonnen ist, sich durch meinen Einwand, ich sei völlig wohl, an der Ausführung seines Vorsatzes hindern zu lassen.

Rosegtal. Im Schatten einer Arve schaue ich auf die nach dem Regen angeschwollenen Gletscherbäche in der geröllübersäten Ebene. Die Brücke über den Hauptbach ist intakt. Doch steht, wer sie passiert hat, vor einem wilden Seitenarm, aus dem nur wenige Steine ragen. Wie halten es die Wanderer mit dem Hindernis? Einige kehren sofort um, andere marschieren ohne Zögern durch die Strömung. Die kühnen Balancierer entrichten ihren Tribut und treten ein-, zweimal ins Wasser. Die Weisen waten, Schuhe und Strümpfe in Händen, durch die Furt. Nun aber erscheinen einige Mountainbiker, genauer eine ganze Biker-Family,

vor dem Hindernis. Der Vater in leuchtend gelber Montur zögert nicht, sondern traversiert geschickt, schräg mit der Strömung das kräftig ziehende Wasser. Die orangerote Mutter tut es ihm nach kurzer Überlegung nach, und nun fordern die Eltern mit Gesten und Rufen ihren Grünfrosch, einen etwa siebenjährigen Jungen, zur Nachahmung auf. Der schiebt sein Rädchen noch ein paar Zentimeter vor, aber zum Aufsteigen reicht es schon nicht mehr, er fängt an zu weinen. Es braucht eine Weile, ehe die Eltern einsehen, daß sie nichts auszurichten vermögen. Der Vater wadet durch den Bach zurück und holt erst das Rädchen und dann, huckepack, den Sohn. Der weint nicht nun mehr, hat aber ein paar Steine aufgesammelt, die er nun, von Vaters Rücken, ins Wasser und so ziemlich in die Richtung wirft, wo die Mutter am anderen Ufer auf ihn wartet.

Das Wort *Gott*, hebräisch *Elohim*, das dem jüdischen Glauben zufolge aufbewahrt oder aber rituell beerdigt werden muß, darf auf dem Computer gelöscht werden. So hat ein führender orthodoxer Rabbiner jüngst entschieden. »Die Buchstaben auf dem Computerbildschirm bestehen aus Pixeln, das heißt aus Lichtpunkten«, erläutert ein Assistent des Rabbiners: »Selbst auf der Festplatte ist es nichts als eine Ansammlung von Einsen und Nullen«. Das scheint mir wenig spirituell gedacht, denn die Reihenfolge der Einsen und Nullen im Text ist nicht beliebig. Gott, so es gibt, ist auch in dieser Codierung anwesend.

Die verborgene Regel. Valéry spricht in den *Cahiers* (VI, 141) von einem, wie er sagt, kaum bekannten ästhetischen Paradox: »Die äußerste Verschwisterung der Form mit dem Inhalt wird am besten verwirklicht, indem der Form Bedingungen auferlegt werden, willkürliche, präzise, von

außen kommende – jedoch *verborgen* –, denen sich dann auch der Inhalt beugen muß – so wie ein Körper in einem Kraftfeld oder in einem gekrümmten Raum«. – Was mich hier interessiert, ist weniger die These selbst, die Valéry auch sonst variiert, sondern die Parenthese »jedoch *verborgen*«, die für die Einführung von Regeln plädiert, die, anders als die des Sonetts etwa, dem Blick der Gewohnheit oder des normalen Trainings entgehen – also neue, erfundene sind. Solche Regeln sind wirksam, auch wenn der Leser sie nicht bemerkt. In den Kathedralen sieht Gott auch die Werke, die dem menschlichen Auge entzogen sind.

Hotel Collina. Auf der abendlichen Speisekarte fällt mir das Datum ins Auge: 3. September 1999. Als England und Frankreich vor sechzig Jahren in den Krieg eintraten, hatte mein Vater Geburtstag, er wurde 34. Er war Arbeiter in einem Röhrenwerk und fürchtete, in Kürze zum Kriegsdienst einberufen zu werden. Er erwartete nichts von diesem Krieg, er überlebte ihn. Manchmal brachte ich ihm einen emaillierten Henkelmann ans Werkstor von Thyssen. Auf der Bank davor löffelte er den Eintopf, den Mutter gekocht hatte, und rauchte eine Zigarette, ehe er mich entließ.

Heute bin ich fast doppelt so alt wie mein Vater damals, sitze an einer schweizerischen Table d'hôte, und ein heimwehkranker ungarischer Kellner schenkt mir nach.

Fextal. Sitze im warmen Nachmittagslicht beim Hotel Sonne. Nietzsche soll auf seinen Spaziergängen nie weiter gelangt sein als hier herauf. Das weiße, gern für Hochzeiten genutzte Kirchlein leuchtet aus dem Laub. Der Brunnen an der Fahrstraße verändert sein Geräusch, wenn ein leichter

Windstoß kommt. Ich bin der einzige Gast. Ein Kellner und eine Bedienerin putzen die Laternen. Eine Pferdekutsche, aus der ein japanisches Ehepaar lächelt, rollt mit schleifenden Bremsen zu Tal. Dann kommt noch ein Jeep. Aus dem Anhänger tönt ein Glöckchen. Ein Kälbchen wird zur Schlachtbank gefahren.

Ich sehe, wie das riesige, sonnenbeglänzte Flugzeug, das in den blauen Himmel steigt, offenbar viel zu steil ansetzt, und erwarte, es werde nun abstürzen. Doch steigt es weiter, versucht sogar einen Looping rückwärts, der beinah gelingt, und taucht unter einer mächtigen Explosion in den Canal Grande bei der Salute-Kirche. Ich trete vom Fenster zurück, denn nun verdunkelt sich der Himmel durch eine gewaltige Wolke aus Dampf und Rauch, die sich nähert. Ich empfinde eher Staunen als Angst.

Als ich von dem ägyptischen Piloten lese, der, nachdem er noch ein Gebet gesprochen hat, die mit über zweihundert Passagieren besetzte Maschine in den Atlantik stürzen läßt, kommt mir der Traum zurück.

Letztes und allerletztes. Zum Schluß einer Lesung aus Thomas Manns Tagebüchern liest Peter Wapnewski auch die letzte Eintragung vom 29.7.1955 und endet: »Lasse mir's im Unklaren, wie lange dies Dasein währen wird. Langsam wird es sich lichten.« – Wunderbar, ja geradezu ergreifend. Freilich folgen zwei allerletzte Sätze, die der Vorlesende fortließ. Sie klingen nicht so würdig, doch haben auch sie ihre Wahrheit, ja sie bestätigen erst die Wahrheit des Vorangegangenen: »Soll heute etwas im Stuhl sitzen. – Verdauungssorgen und Plagen«.

Pontresina (Juli). Im scharfen Licht das glitzernde Wasser, das über Steine und Kiesel schießt. Mehr muß nicht sein: Steine, Wasser, Licht. Anfang des Lebens. Hinter der Fuorcla Muragl (2891) machen wir im Schutz eines Felsens Rast. Adorno verglich die Landschaft jenseits der Baumgrenze mit Industriehalden, mit den Schutthaufen des Bergbaus. Er erwähnte nicht die Moose und Flechten, die es dort gibt, ihre Schönheit und Vielfalt. Und nicht das Licht auf Wasser und Stein.

Wenn in einem Aufsatz über Nietzsches Erlebnis der ewigen Wiederkunft statt vom Surlej- vom *Surley-Felsen* die Rede ist, scheint der Loreley-Felsen nicht fern. Nicht umsonst hat Rudolf Bilz (*Einblicke in die Werkstatt des Wahns*) Nietzsche als Opfer eines Mythologems gesehen. Der »pyramidal aufgetürmte Felsen«, der Nietzsche die Erleuchtung eingab, daß alles wiederkehrt, repräsentiert nach Bilz die Konstanz gegenüber der fließenden Vergänglichkeit; und zwar so sehr, daß Nietzsche den reißenden Bach, der den Fels damals, im August 1881, umspülte, gar nicht erwähnt. Heute fließt der Bach auf der Wiese bei Surlej direkt in den Silvaplanner See. An einem der Felsen gab es vor Jahren eine Gedenktafel; vermutlich am falschen. Denn Mazzino Montinari lächelte spöttisch, als ich ihm davon erzählte. Sie ist inzwischen verschwunden.

Was ich vergessen hatte: Auch Bilz kommt auf den Loreley-Felsen zu sprechen. Er nennt ihn die »überdimensionale Variante der Konträr-Situation« von Surlej, »sozusagen die für jedermann zugängliche Volksausgabe«. Auch hier, im Anblick der Loreley, gibt es offenbar eine Umstimmung aufgrund einer bestimmten Erlebnisbereitschaft. Heine hat das Erlebnis der Traurigkeit an diesem Felsen erfaßt: »Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.« Für die Touristen, die

von der Situation als einer »gewaltigen Melodei« ergriffen werden, ist die Loreley ein vorübergehendes Erlebnis. Nietzsche dagegen, im Hunger nach der Bejahung seiner selbst, nahm – so Bilz – das »Rauschgift« des Mythologems von der ewigen Wiederkunft bedenkenlos in sich auf. Man muß also weit zurückgehen, eben paläoanthropologisch operieren, um die Konstellation Fels vs. fließendes Wasser als Grundschema zu fassen, nämlich als Beispiel für die menschliche Neigung zum Selbstbetrug.

Man behält die Eindrücke Tage, einige auch Wochen, aber selten länger. Als wir talauswärts rollten, beschloß ich, mir das Blau überm Val Bever zu merken. Hier ist es.

Dichter im Jemen (September 2000)

Sana'a. Vom Flughafen Sana'a zum Hotel: im flackernden Dunkel die Fahrt wie in einem James-Bond-Film, der im Orient spielt. Vor dem Sheraton ein großes Transparent: »Unser Kommen ist Gedicht, und die Liebe im Jemen ist ein Fest«. Man begrüßt die deutschen Autoren im Jemen.

Von Blaulicht und Sirene eskortiert, absolvieren wir das Besichtigungsprogramm, voran die Prominenten in Limousinen und einem weißen Jeep, dann die anderen mit den Journalisten in Bussen. Der Staat zeigt sich ungemein besorgt um unsere Sicherheit. Unsere Beschützer spüren selbst jene Kollegen auf, die sich irgendwo in der Altstadt und auf dem Markt selbständig machten, und bieten sich freundlich doch unabweisbar zu weiterer Begleitung an.

An den Militärposten vorbei verlasse ich unangefochten das Sheraton, und da ich keinen Stadtplan besitze, führt mich mein einziger einsamer Ausflug nicht, wie geplant, zum Markt, sondern in eine Vorstadt, wo der Wind den Müll auf der Straße aufwirbelt und alles in Staub hüllt. Ich bin der Fremde, der aus allen Winkeln beäugt wird. Ich sehe die Krummdolche der Männer und der Halbwüchsigen, die in den Hauseingängen sitzen, mißtraue den abenteuerlichen Gestalten in den klappernden zerbeulten Autos und kehre um. Man sagt, ich sei keinen Moment in Gefahr gewesen.

Ausflugsfahrt über Land. Immer wieder die Reste von Tierkadavern auf der Straße. Alle paar Kilometer Kontrollposten, die unseren Konvoi zumeist durchwinken. Großartig die braun und rot getönte Landschaft: gewaltige Berggrücken, bizarre Felskanzeln, Pässe mit Tiefblicken in die vielfach gestaffelten Täler. Auf einem Teil der Strecke ist die Gesteinswelt durchsetzt von grünen Flecken, kleinen Äckern und Feldern. Dort sieht man Frauen mit Körben oder Kanistern auf dem Kopf; Kinder, die zwischen den Felsen Schafe oder Ziegen hüten. Eine junge Frau verhüllt beim Anblick unserer Kolonne ihr Gesicht.

Während die Kollegen das nächtliche Sana`a erleben wollen, die großen Lehmbauten mit den erleuchteten Fenstern aus Ölpapier, zappe ich erlebnisunlustig durch die TV-Kanäle und bleibe bei einer Sendung hängen, in der ein arabischer Vico Torriani mich mit nostalgischem Schmelz rührt, als sei die arabische Welt im Stand unserer späten Fünfziger.

Die hiesige Wetterkarte zeigt Europa links oben in der Ecke des Bildschirms, sehr fein gegliedert wie ein Gehirn, aber auch ziemlich geschrumpft. Das ist unsere Zukunft.

Auf Kissen gelagert, bei traditioneller Musik, sind wir erfolglose Adepten des Qat. Ich probiere eine Handvoll der Blättchen und Stengel, die man von dem Strauch abzupft. Sie schmecken leicht bitter, eher nichtssagend. Was man da kaut, um es über Stunden in der Backe zu speichern – regt es nun an oder dämpft es eher? Rausch oder Meditation? Beides, sagt mir R., ein jüngerer deutscher Autor, der den Jemen kennt. Die Dichter, fügt er hinzu, lassen sich durch Qat inspirieren. Tatsächlich lagert neben mir ein Greis, der als einer der berühmtesten jemenitischen Poeten gilt. Er ist nicht ansprechbar, offenbar im Rausch versunken. Der Geschäftsmann zu meiner rechten, der mehrfach in Deutschland war und gut Deutsch spricht, erläutert, ein Großteil der nationalen Einnahmen, gehe in Anbau und Konsum von Qat und somit für die Volkswirtschaft verloren.

Die Halbwüchsigen, die an der Tankstelle bedienen, zeigen ihre mit Qat vollgestopften Backen, ebenso die Taxifahrer oder die Männer, die müßig vor den Häusern hocken. Man kann sogar mit vollen Backen singen, zumindest mit einer, wie einer der vier Sänger beweist, die uns über einige träge vergehende Stunden hinweg unterhalten.

Aden. Aus der unerträglichen feuchten Hitze der Stadt führt man uns zur Gold Mohur Bucht in ein Luxushotel. Der Blick aus dem Speisesaal geht über Swimmingpool und Badestrand auf die blaue Bucht mit einer Insel und einem riesigen Schiffswrack. Das sehen wir, Volker Braun und ich, vom Ehrentisch des Gouverneurs. Dieser war schon

unter dem sozialistischen Regime im Amt und ist es durch Übertritt zur Mehrheitspartei geblieben. Auch der Jemen hatte seine Wende. Hier speiste einst das ZK des Süd-Jemen.

Vielleicht hätte es Rimbaud amüsiert zu wissen, daß sein Haus in Aden zur touristischen Attraktion werden würde. An einem Hotel und auf vielen Ladenschildern liest man seinen Namen. So wie man ihn hier versteht: *Rambow*. Rimbaud zu Rambow – eine recht profane *alchimie du verbe*.

Wir besichtigen die jahrhundertealten, von den Engländern im 19. Jahrhundert ausgegrabenen und restaurierten Zisternenanlagen. In vielen Stufen reichen die Speicherbecken und Überlaufkanäle in die steile Schlucht des Jebel Shamsan hinauf. Einzig der oberste Kessel enthält noch etwas Wasser, das leise zu sprudeln scheint. Es sind Mückenlarven. Eine Mücke surrt nun auch an meinem Kopf vorüber, und schon meine ich unterm durchschwitzten Hemd einen Juckreiz zu spüren. Kleine Malariahysterie, die sich durch die bloße Erzählung auch auf die mitreisende lyrische Kollegin überträgt.

Eine Stunde vor der offiziellen Lesung stelle ich fest, daß meine Gedichte mit dem Koffer in Sana'a zurückgeblieben sind. Im Hotelzimmer improvisiere ich ein paar eben noch verantwortbare Zeilen. Die Zuhörer sollen zumindest die Worte *Sana'a* und *Aden* aus meinem Text heraushören:

Fluggeräusche, die Nachbilder der Netzhaut:
Die Kadaver von Tieren
auf den Straßen der Berge
Die Augen der Kinder
in den Gassen von Sana`a
Meine Gedichte schlafen in einem Koffer
der nicht fliegen will

Ich öffne die Augen:
Jetzt steht vor dem Fenster
das Bild einer Bucht
Warmes Salz ist zu schmecken
Das Salz von Aden
auf diesem Blatt

So was gefällt unseren Fernsehleuten, Zufall, Anekdote,
Event. Dem bayerischen Kameramann muß ich das Ge-
dicht sogar aufschreiben.

Der seidene Faden. Ich bemerke, wie der Blick des Kontrol-
lierenden an mir hängen bleibt und daß ich derjenige bin,
der einer näheren Untersuchung gewürdigt werden soll.
Das geschieht nun; wengleich mit völliger Höflichkeit.
Nur eine Kleinigkeit sei noch zu tun, sagt man, und die sei
völlig ungefährlich. Ehe ich einen Einwand vorbringen
kann, geht man ans Werk und beginnt mit einer Art Sei-
denfaden tief in meinen entblößten rechten Oberschenkel
zu sägen, etwa wie man einen Knödel zerteilt. Während ich
aufschreien möchte, schießt mir durch den Kopf, daß völliger
Gleichmut den Vorgang ignorieren könnte, und ich bin
sogar geneigt zu glauben, daß die Chinesen – denn die
Umstehenden sind Chinesen – einen solchen Schnitt aus-
zuführen verstehen, ohne die Durchblutung der Gefäße zu

unterbrechen – doch da überfällt mich, hoch und schrill, der Schmerz, und ich erwache.

Langsamer träumen. Am stählernen Himmel zwei langsam und tief fliegende Flugzeuge. Groß und mit eckigen Flügeln. Nicht unbedingt bedrohlich. Deshalb überrascht es mich, daß sie Bomben fallen lassen. Das erste eine Handvoll kleiner, rundlicher Sprengkörper, das andere eine Rakete oder eher ein Torpedo, das für Momente mit dem Flugzeug mitfliegt. Mein Erstaunen ist groß und ruhig, jedenfalls größer als die Angst. Noch keine Detonationen. Doch sehe ich mich nach Deckung um.

Zwei ältere Paare, die heiter eine Treppe herunterkommen. Besonders elegant das zweite Paar, wobei mir die üppige rothaarige Frau auffällt. Sie sind aneinander gefesselt, und zwar mit goldenen Riemen, die an den Handgelenken befestigt sind. Das sind die *Passionen*, sagt man mir.

Beim Schreiben einer Rezension über die Gedichte Robert Frosts stoße ich auf die privaten Tragödien des Lyrikers. Ein erster Sohn stirbt vierjährig an der Cholera, Frosts Frau Elinor fällt in Depression, seine Mutter stirbt an Krebs. 1907 verlieren die Frosts ein Töchterchen, drei Tage nach der Geburt. Frosts Schwester Jeanie endet 1929 in einer Irrenanstalt, seine Tochter Marjorie, lange tuberkulosekrank, stirbt 1934 an Kindbettfieber; 1938 seine Frau an Herzversagen. Zwei Jahre später erschießt sich Sohn Carol, der schon lange an Depressionen litt. 1947 schließlich muß Frost auch seine erstgeborene Tochter in eine Anstalt einweisen lassen. »Was ich über das Leben gelernt habe«, schreibt er stoisch, »kann ich in drei Wörter fassen: Es geht weiter«.

Im Gespräch mit dem befreundeten Theologen und seiner Frau, der Analytikerin, mißlingt mir das Wort »Fall-Beispiel«; es kommt so etwas wie *Fallbeil-Spiel* heraus. Allseitige Erlösung durch Gelächter.

Das späte Eingeständnis von Günter Grass, sich als junger Mensch zur Waffen-SS gemeldet zu haben, hat, nach vielen anderen, auch den Autor von *Lügen in den Zeiten des Krieges* zu einer Äußerung veranlaßt. Louis Begley, der als Kind in Polen die Judenverfolgung erlebte, erinnert in einem Artikel an die Angst, die ihm die SS-Uniformen einflößten, eine Angst, die ihn noch immer nicht loslasse. Er habe sich zur Regel gemacht, schreibt er, allen Deutschen aus dem Weg zu gehen, die alt genug waren, im Zweiten Weltkrieg Waffen zu tragen: »Auf jeden Fall versuchte ich, ihnen nicht die Hand zu schütteln«. Wie zur Bekräftigung zeigt das dem Artikel beigefügte Foto Begley mit Handschuhen. Sie sind auffallend hell, also vor Schmutz zu bewahren.

Prag (August 2000)

All die Jahre blieb mir eine Szene aus dem Frühjahr 1944 im Gedächtnis. Sie spielt in einer etwas dämmerigen Halle, die trotz der vielen in ihr gelagerten Gegenstände eigentümlich leer wirkte. Zwischen dem aufgereihten Mobiliar gingen Leute umher und bezeichneten die gewünschten Objekte, worauf diese von Arbeitern abtransportiert wurden. Die Eltern hatten mich zu den Spielsachen geschickt, die am Ende der Halle in einem Winkel angehäuft waren. Da gab es Eisenbahnen, Autos, Kreisel, Teddybären, Puppen und Puppenstuben. Von allem war so viel vorhanden, daß es mir schwer gefallen wäre, etwas Bestimmtes zu wün-

schen. Ich blätterte in den Miniaturbüchern, die in einer Ecke lagen – groß wie meine Handfläche oder winzig wie Streichholzschachteln, manche in fremdartigen Lettern gedruckt, hebräischen, wie ich wußte. Ich wußte auch daß alles, was hier angehäuft war, den Juden gehört hatte. Das Klavier und der Lackschrank im Wohnzimmer – auch sie stammten aus dieser Halle. Es war die Maisel-Synagoge. Ich erkannte sie wieder an ihren Bögen und Säulen.

In der deutschen Volksschule in Karlín unterrichtete Lehrer Schmelzle jeweils zwei Klassen zusammen. Unter den deutschen und deutsch-tschechischen Kindern war das stille Mädchen, das erst dann gefragt wurde, wenn niemand eine Antwort wußte. Ruth sei Halbjüdin, hieß es.

Obwohl Schmelzle das Parteiabzeichen am Rock trug und mit Heil-Hitler die Klasse betrat, duldeten er nicht, was er eines Morgens auf der Tafel vorfand. »Cohn« stand dort, treppenförmig gezeichnet, so daß ein krummnasiges Profil entstand. In die Schleife des C war ein Auge gesetzt mit einer Brille, deren Bügel zum Ohr hin verlängert war. »Fertig ist der Jud«, hatte Fronzek, der Klassenrüpel, erklärt. Schmelzle fragte erst gar nicht nach dem Missetäter, sondern wischte die Zeichnung aus und schrieb ein Gedicht auf die Tafel: Mörikes »Zum Neuen Jahr«. Wir hatten es auswendig zu lernen, Fronzek mußte es aufsagen.

Ich habe Schmelzle zu danken. Denn er war es, der Mutter aufforderte, ihren Jungen auf die NAPOLA oder die deutsche Oberschule zu schicken. Ich fragte nach dem Unterschied. Wer zur NAPOLA wolle, müsse aus dem zweiten Stockwerk in ein aufgespanntes Tuch springen. Ich durfte wählen, ich wählte die Oberschule.

Einmal im Spätsommer 1944 hatte ich einem kleinen Jungen sein abgetriebenes Segelschiff aus der Moldau gefischt

und ließ meine Cordhose an der Uferbefestigung trocknen. Da sprach er mich an, der junge Soldat, und lud mich zu einer Kahnfahrt ein. Er habe einen Tag Urlaub, doch in Prag niemand, den er kenne. Mißtrauen, aber ich ging mit. Der Soldat ruderte ein Stück gegen die Strömung, dann durfte ich zurückrudern. Beim Wechsel, als das Boot frei trieb und er meinen Arm faßte, um mich zu sichern, schaute er mir freundlich ins Gesicht. Freundlich oder zu freundlich? Mein Mißtrauen blieb auch, als wir im Park am Hauptbahnhof vor einem Stand mit Süßigkeiten standen. Der Soldat kaufte einen ganzen Karton. Es war Wassereis, orange und kirschrot, von dem wir lutschten, bis es uns über war. Den Rest warf der Soldat ins Gebüsch und erklärte, nun müsse er zu seiner Einheit zurück. Er drückte mir die Hand und war bald am Ende der Allee verschwunden. Es war nun wirklich dunkel. Im Gebüsch schimmerte der Karton mit dem schmelzenden Eis.

Gegenwart: Hotel Roma auf der Kleinseite. Invasion von Wochenendtouristen, darunter ein Pulk junger Männer aus Wales. Freundlich und aufgekratzt. Sie wollen mit uns reden. Um ein paar Worte zu sagen, erwähne ich Dylan Thomas. Großer Beifall. Yes. Great poet. Nachts freilich wird deutlich, daß sie mit ihrem großen Landsmann vor allem das Saufen gemein haben. Sie haben sich mit Alkohol versorgt und vollenden, was sie in den Prager Kneipen getankt haben. Sie singen, sie gröhlen bis in den Morgen. Nackt irren einige durch die Korridore.

Paris / Berlin

29. Oktober. Nach dem durch den Streik bei Air France verzögerten Flug das kleine Hotel bei der Place de la Nation. Die geblühten Tapeten unseres Zimmers, das auf einen reizenden begrünten Innenhof geht. Das erste Glas in einem nahen Bistro. Als Freia nach einem Aschenbecher fragt, deutet der Mann am Tresen auf den Boden. Alle aschen so. Die Lichter, der Verkehr, der Abend, die Stadt etc. Mein 75. Geburtstag.

Am folgenden Tag plötzlich für einige Stunden eine Störung des rechten Gesichtsfeldes. Die Dinge kommen unversehens auf mich zu, wie aus der falschen Stelle im Raum. Ich stolpere über Bordsteine, streife Passanten, verfehle Treppenstufen, touchiere die Pfosten am Gehsteig. Alles geschieht viel zu schnell, obwohl ich eher langsam gehe. Im Musée d'Orsay helfe ich mir durch Schließen des rechten Auges. Mich irritiert die Menge, die wie in einer Shopping Mall vorbei schiebt, die vielen, die ihre Kameras feindselig gegen die Bilder richten, die Rucksacktouristen, deren Bewegungen mich um die Leinwände fürchten lassen.

5.11. *Berlin*. Heute endlich die vom Augenarzt angeordnete Kernspintomographie des Cerebrum. Liege etwa eine halbe Stunde regungslos in einer Röhre. Kann dabei Musik hören, was die rabiaten Geräusche des Geräts neutralisiert. Die Radiologin beruhigt: Kein Tumor, aber ein »Schlägle«, wie es schon der Augenarzt vermutet hatte. Die Aufnahme zeigt die Indizien, ein paar deutlich erkennbare Flecken auf der Sehrinde. Die Schwarzweiß-Verästelungen der Aufnahmen. Wie Negative von Zeichnungen Leonardos, so scheint mir. Was nicht tröstet, aber ablenkt.

22.11. Zu Untersuchungen in der Klinik, für eine Nacht. Wie gern wäre ich mit dem Begriff »Schlägle« ausgekommen, doch der freundliche Neurologe kennt keine Diminutive. Das Harmloseste, was er sagt, ist »Geschehnis im Gehirn«.

Absagen, alles absagen: etwas Genuß sollte man aus seiner Läsion schon ziehen dürfen.

Wieder am Schreibtisch. Heute wirst du nicht mehr anfangen. Später: Heute *mußt* du nicht mehr anfangen. Aber morgen, morgen solltest du schon. Professionalität als moralische Stütze.

Die Sache mit dem Setzkasten

Ich erinnere mich an den Setzkasten, den die Eltern mir zu einem Kriegs-Weihnachten schenkten. Man klemmte die Gummibuchstaben in einen blechernen Rahmen und druckte davon mit Hilfe eines Stempelkissens. Als erstes beschloß ich kühn, eine Zeitung zu drucken. Sie sollte vom Krieg handeln; nicht vom wirklichen, sondern vom Krieg zwischen zwei von mir erfundenen Völkern. Davon wollte ich meinem Freund Reimund, dem ich die Existenz der Moas und Mos schon fast plausibel gemacht hatte, genauere Nachricht geben. Ich war mit dem Setzen nicht sehr weit gediehen, als mir in einem Mülheimer Kaufhaus zwei Stempel ins Auge stachen: sie zeigten Hände, die mit ihren Zeigefingern nach rechts bzw. links wiesen. Sie würden in der Zeitung besonders wichtige Ereignisse hervorheben. Ich konnte nicht widerstehen und ließ die beiden Dinger in meiner Jackentasche verschwinden. Da legte sich die Hand

des Hausdetektivs auf meinen Arm. Zwar ließ er mich laufen, nachdem ich eine Adresse angegeben hatte (eine falsche immerhin), doch fürchtete ich über Wochen, verhaftet zu werden, sobald ich ein Polizeiauto sah. Was meine Angst noch verstärkte, war der Umstand, daß Vater sich zur Polizei gemeldet hatte, um der Einberufung zum Militär zu entgehen. Man befand ihn untauglich – war das etwa meine Schuld? Die Zeitung mit der angefangenen Titelseite wurde nie fertig.

Und Vater? Vater war also 1942 kein Polizist geworden. Seine Beine seien zu kurz, sagte er. Auch schien es mit der schriftlichen Prüfung nicht geklappt zu haben. Er wolle aber seine Knochen nicht hinhalten; nächstes Jahr kämen alle dran, die tauglich seien, und das Werksorchester werde aufgelöst. Dann war aber doch eine Entscheidung gefallen. Er hatte sich freiwillig gemeldet. »Truppenbetreuung« werde er machen, sagte er, Musik für Offiziere, und für Verwundete. Ein paar Tage später war er fort. Ich begriff, er war bei der Waffen-SS gelandet. Aus einer Kaserne in München schrieb er, er werde uns nachholen; er habe bereits ein Quartier. Ein kleiner Ort bei München; dort fielen keine Bomben. Ich schnappte aus Gesprächen mit Nachbarn auf: »Ihr wollt wirklich nach Dachau?« Mutter zuckte die Achseln.

Das Gedicht über Venedig

Zuerst hatte es etwas mit den beiden Frauen zu tun, die wir nie zu Gesicht bekamen; genauer mit ihren Stimmen, die sich fast täglich am späten Nachmittag bemerkbar machten; zunächst mit lautstarker Unterhaltung, dann mit Streiten

und einem anwachsenden Geschrei, das, vor allem bei der einen, sich in Raserei steigerte, die Mord und Totschlag befürchten ließ. Einmal gegen Morgen schreckten wir auf und meinten, nun sei es so weit. Aber dann trat Stille ein, und nur daß alles am folgenden Abend weiterging, zeigte uns, daß das Schlimmste nicht eingetreten war.

In dem Gedicht, das ich zu schreiben begann, kamen die beiden eine Weile vor. Dazu der dicke Mann, der manchmal rauchend aus einem Fenster des gegenüberliegenden Palazzo hing – quasi als Gegenmotiv zu den Frauen. Man sah ihn von der Terrasse der kleinen Wohnung in der Calle dei Albanesi, wo es Oleander gab, den du abends tränktest, während ich mich an Wein und Zeitung hielt und vom kleinen Ristorante der Geruch von Fritto misto aufstieg. Fritto misto meinte Frieden. Auch das war Stoff für mein Gedicht, und schließlich gab es die Stunde der Möwen, die vom Canal Grande her über die dunklen Dächer pfeilten. Sie schrien und kreischten wie die beiden Frauen, fanden wir. Und weiter schreibend, begann ich mich zu fragen, ob die Frauen, die wir nie sahen, für mein Gedicht erforderlich waren – die Möwen genügten: ihr Überfall, ihr Geschrei. So strich ich den dicken Mann, die Frauen, strich Oleander und Fritto misto und auch die Calle dei Albanesi, die den Titel abgegeben hätte.

Im Spätlicht kommen die Möwen
vom Kanal: sie schreien
als Katzen, sie keifen als Frauen
sie höhnen im Chor

Du sagst Ich glaube
sie nehmen unsere Sprache mit

Nicht wenn du redest Liebe

Darmstadt, Staatstheater. Der sechzigste Büchner-Preis ist zu feiern. Sibylle Lewitscharoff laudiert F.C. Delius. Am Schluß ihrer Rede vermutet sie, die Kritik an der diesjährigen Vergabe könne mit der Abneigung der Jüngeren gegen die Achtundsechziger zu tun haben. Sie endet mit einer Pointe in eigener Sache: »Da ich mich selbst zur Halbstarcken-truppe der damals politisch Erregten zähle und auf Zusammenhalt aus bin, bittet die Genossin Lewitscharoff, Mitglied von Spartacus Bolschewiki-Leninisten, jetzt den parteilosen Genossen Delius aufs Podium«. Während seiner Dankrede, in der Delius den Vietnamprotest 1966 am Berliner Amerikahaus zum Angelpunkt seiner Wendung zur Literatur macht, spiele ich erinnerungssüchtig mit Jahreszahlen. Delius war anno 1966 23, ich 33, Lewitscharoff ganze 12, und eine bolschewistisch-leninistische Genossin konnte sie frühestens mit 18 sein, also um 1972, in der Agonie der APO. Während Delius seinen Büchner über die nächtliche Landstraße wandern läßt, fällt mir die halbvergessene Bekannte ein, die seinerzeit an den Aktionen am Amerikahaus beteiligt war und für zwei Jahre ins Gefängnis mußte. (A. gab die Politik auf und lernte Akkordeon, oder hatte sie es schon in der Haft gelernt?). Anschließend sehe ich mich, Anfang der siebziger Jahre, in meinem Dienstzimmer in der Lankwitzer Hochschule, den Rücken zum Fenster, den eingedrungenen Maoisten gegenüber, die mein Seminar zur DDR-Literatur gesprengt hatten und die »bedingungslose Scheinvergabe« für ihre nicht erbrachten Leistungen einfordern. Schon im folgenden Semester gab es die maoistischen Kader nicht mehr.

Schnitt. Empfang in der Orangerie. Der OB zeigt sich betrübt, daß die Akademie ihren Sitz Darmstadt gegen Frankfurt vertauschen will. Der scheidende Präsident, den wir zum Ehrenpräsidenten wählten, trägt sich ins Goldene

Buch ein, was im Gebraus der Festversammlung so ziemlich untergeht. Ein Kollege balanciert einen randvollen Teller mit Hühnerbrüsten. Ich halte mich an den trinkbaren Primitivo, und F. läßt sich die Geschichte einer Flucht aus der DDR erzählen. Inmitten all der Redenden und Gestikulierenden sitzt still unsere Schweizer Autorin.

Provisorische Schlüsse Neue Aufzeichnungen

Wenig genug

In diesem schwülen und gewittrigen Sommer sitze ich gern am Küchenbalkon. Eben höre ich unten die kehlige Stimme der Hauswartfrau. Kroatisch schimpft sie mit ihrem Mann, deutsch auf die Ausländer.

Im Hof glänzen die Blätter der Linde. Mir fällt die schöne Zumutung von Goethes Symbolik ein: »Grün ist des Lebens goldner Baum.« Größere Zumutung freilich ist die Wahrheit selbst. Der Blätterglanz rührt von den Ausscheidungen der Blattläuse. Lohnt es, das zu notieren? »Eine Aufzeichnung«, sagt Canetti, »muß wenig genug sein, sonst ist sie keine.« Ist das ermutigend oder abschreckend? Die Crux steckt nicht im »wenig«, sondern im »genug«. Die Hauswartfrau beginnt, den Rasen zu sprengen. Etwas Kühle weht herauf. Wenig genug.

Das Projekt

Der pensionierte Ingenieur, von einer schweren Krankheit kaum genesen, hat in der kleinen Gesellschaft lange geschwiegen. Dann legt er etwas umständlich ein Fotoalbum vor. Es zeigt die Anfänge der weitläufigen Modelleisenbahn-Anlage, in welcher dereinst ein Dutzend Lokomotiven kursieren sollen. Ein Projekt für zwanzig Jahre, sagt er leise. Und: Jeden Morgen, zur Zeit seines früheren Dienstantritts, fahre er zu einem eigens angemieteten Kellergerüst, um sein Werk fortzuführen. Zu allerletzter werde er

das Hafenbecken der Bahn mit einer Flüssigkeit auffüllen, die nach dem Erstarren wie Wasser aussehe. *Wie echtes Wasser*. Alle lächeln. Ich auch.
Wie kleinmütig bin ich, denke ich, wie kleinmütig!

Der leere Spiegel

Was interessiert den Maler von Interieurs an Spiegeln? Die Chance, den Bildraum zu erweitern, ja einen Ausschnitt der Welt zu verdoppeln? Diesen Möglichkeiten verweigert sich ein Magier der Stille wie Vilhelm Hammershøi in seinem »Interieur 1898«. An der Wand hängt ein Spiegel, der leer ist. Sein Oval zeigt einen schwachen Schimmer, der offenbar von dem weiß gedeckten Tisch im Vordergrund herührt. Der Maler möchte ausschließen, daß die Welt sich wiederholt.

Und die Frau in Rückenansicht vor dem Tisch? Unvorstellbar, daß sie auf den Spiegel zutritt und darin ihr Abbild sucht. Sie ist Ding unter Dingen, und der Spiegel wie ein dunkles Wort.

Leben & Schreiben

Von Philippe Jaccottet stammt ein Satz, der mich wieder einmal beschäftigt: »Nicht im Schreiben liegt die Schwierigkeit, sondern darin, so zu leben, daß das zu Schreibende ganz natürlich entsteht.« Dies sei, so Jaccottet, »etwas heute beinahe Unmögliches«, nur gebe es keinen anderen Weg als diesen.

Wer ernsthaft zu schreiben beginnt, kann nicht umhin, sein Leben aufs Schreiben auszurichten. Damit kommt

man in die Jahre; bis einem beides zweifelhaft wird, Schreiben wie Leben. Dann ist nichts mehr »natürlich«; dann erscheint einem die Kunst als Krücke, die man am liebsten fortwürfe, wäre man nicht für den Rest des Weges auf sie angewiesen.

Engel & Knecht

Paul Valéry liebte den Kampf mit dem Engel, den er erschaffen hatte, und haßte die publizistischen Aufträge, auf die er angewiesen war. Auf der Suche nach einer Möglichkeit, sich diese Brotarbeiten schmackhaft zu machen, verfiel er darauf, die Anfangsbuchstaben der Sätze vorzugeben, die aufeinanderfolgen sollten: »wie für ein Akrostichon.« Und siehe: Der profane Zeitungsartikel wurde quasi zum Kunstwerk. Ein Beleg dafür, daß ein selbst auferlegtes Gesetz den Menschen befreit. »Das wäre ein Skandal, wenn ich es preisgäbe«, vertraute Valéry seinen *Cahiers* an. Unnütze Sorge.

Niemand bemerkte seine Selbstüberlistung, niemand den Triumph des erfundenen Engels über den schwitzenden Knecht.

Das Fragezeichen anbeten

Nur einmal hat Nietzsche sich über die Agnostiker geäußert, jedoch so, daß sich der, der sich für einen solchen hält, getroffen fühlen mag. In der »Genealogie der Moral« schreibt er: »Wer dürfte es (...) den Agnostikern verargen, wenn sie, als die Verehrer des Unbekannten und Geheim-

nisvollen an sich, *das Fragezeichen selbst* jetzt als Gott anbeten.« Nicht gerade ein Kompliment! Schmeichelhafter wäre es, mit Gorbatschow die Agnostiker als »nichtpraktizierende Atheisten« zu bezeichnen. Diese Bestimmung verdanke ich Julien Green, der 1989 in seinem Tagebuch Gorbatschows Besuch im Vatikan erwähnt. Bei dieser Gelegenheit soll Gorbatschow zu Johannes Paul II. gesagt haben: »Ich bin Atheist, aber kein praktizierender.« Was eine passable Definition des Agnostizismus wäre.

Ihm zur Feier

Vier Lyriker lesen und kommentieren die Gedichte des achtzigjährigen Kollegen. Zwei davon bekennen sich als seine Schüler. Das könnte peinlich werden; für sie und für den, der dann als »Meister« dastünde. Es wird aber nicht peinlich. Die Veranstaltung hat etwas von Werkstatt. Es wird über Metaphern und Versmaße gesprochen. Sogar über alkäische Oden. Die Gedichte, ältere und neuere, bestehen die Probe (jedenfalls vor ihm). Keines wirkt präntiös oder peinlich. Das Publikum ist erstaunlich aufmerksam. Der Jubilar liest zum guten Schluss noch drei, vier neue Stücke. Er dankt und erklärt, er sei gerührt. Er *ist* gerührt; er weiß, dergleichen kehrt nicht wieder.

Die Schwelle

Der unlängst verstorbene W. hatte sich zum Abschied jede geistliche Zeremonie verboten, doch sollte zur Trauerfeier klassische Musik erklingen; dazu die Lesung von Gedichten, deren Abfolge er genau bestimmt hatte. Und so lasen

die Freunde nicht bloß einige große Stücke der lyrischen Moderne, sondern auch Verse der gottbesessenen, gottverzweifelten Christine Lavant. Vielleicht war's ein Wink, mit dem der geistvoll-ironische Mann auf etwas verweisen wollte, das er zeitlebens eher verborgen hatte.

Beim anschließenden Beisammensein der Trauergesellschaft bemerkte ein Soziologe, mein Nachbar, wie nebenher, er habe ein Ungenügen empfunden, daß dies *alles* gewesen sei. Musik und Poesie. Sonst nichts. Ich verstand die Bemerkung als eine Frage an mich, hätte also antworten können, wie *ich* es halten würde. Keine Gedichte! hätte ich sagen können. Aber auch keinen Pfarrer.

Warum aber keine Gedichte? Weil sie vor einer unsichtbaren Schwelle Halt machen. Allenfalls Musik weht manchmal ein wenig hinüber.

Eine fremde Sprache

Anfang der Siebziger lernte ich, flüchtig genug, Werner Kraft kennen. Ich erinnere mich daran, daß er, als er mich, von Martin Puder begleitet, in Wannsee besuchte, gleich nach der Begrüßung im niedrigen Wohnzimmer volltönend Iphigenie-Verse rezitierte.

Die Erinnerung kam mir über den »Tagesnotizen« von Günther Anders. Der Philosoph notierte 1950, als er in der Schweiz wieder deutsch sprechen hörte: »In den Ohren der Heutigen wirkt unsere Sprache, die der Heimkehrer, wahrscheinlich altfränkisch. Zweimal blickte man mich bereits an, so als hätte ich in Versen geredet.«

Die Remigranten sprachen immer noch wie das Volk der Dichter und Denker. Sie kehrten zurück in ein Land, das begierig die Prosa der neuen Verhältnisse erlernte.

Wer man ist

Wissenschaftskolleg, Anfang der achtziger Jahre. Einen neuen Fellow, der ihm vorgestellt wurde, fragte Gershom Scholem fast barsch: »Was können Sie?« Ehe dieser antworten konnte, versuchte ein anderer Fellow vermittelnd zu erläutern: Herr M. sei Ordinarius der Germanistik in H. Darauf Scholem: »Ich will nicht wissen, was er *ist*, ich will wissen, was er *kann*.« Es gab einige Verlegenheit, außer bei Scholem, der sich bereits wieder abgewandt hatte.

Der kleine Vorfall oder wenn man will die Anekdote fällt mir ein, da ich bei Valéry die Notiz lese: »Wer bist du? *Ich bin, was ich kann*.« Darauf wollte wohl auch Scholem hinaus.

Die Telefonnummer

22. Mai 2013. Nachricht vom Tode Sarah Kirschs (sie starb bereits am 5. Mai). Der WDR wünscht von mir ein Kurzinterview. Bei der obligaten Frage nach der persönlichen Bekanntschaft bleibe ich allgemein. Ich hätte sonst diese Erinnerung an einen Abend in den siebziger Jahren erzählt.

Man saß nicht weit vom Ku-Damm zu fünft bei einem Griechen und hatte schon reichlich Retsina getrunken, als Uwe Johnson Sarah Kirsch um ihre Telefonnummer bat. Sie wollte diese eben mit dem Bleistift auf seine gestärkte Manschette setzen, als Johnson das mit der Bemerkung ablehnte, es erinnere ihn an die Nummern auf der Kleidung der KZ-Häftlinge. Sarah begann zu weinen, und man ging recht betrübt auseinander.

Adieu Henning

Als ich einmal Anfang der Neunziger Henning Ritter in dem kleinen hessischen Ort besuchte, von dem er täglich nach Frankfurt zur FAZ fuhr, zeigte er mir einen Blindband, den er mit Notizen gefüllt hatte. Er schien hören zu wollen, was damit zu tun sei. Meine Antwort kann ihn kaum befriedigt haben, ich hielt das Manuskript schlicht für eine Sammlung von Exzerpten. Es war aber ein Teil jener Aufzeichnungen, die später den Band »Notizhefte« ausmachten, der ihm Erfolg, ja Ruhm einbringen sollte. Darin kommt Ritter dem Ideal eines Buches nahe, das ganz aus Zitaten besteht. Der Leser (heißt es einmal) solle auch dann noch einen Gewinn haben, »wenn der Autor ihm nichts von sich selbst gibt.« Das ist *cum grano salis* zu lesen, denn Ritter entwickelt aus dem Zitierten gern den eigenen Gedanken und damit auch den Einwurf: »Eine Stimme sagt: Kümmere dich nicht um das, was andere gesagt haben, sag, was du selbst sagen willst.« Er liebte solche Paradoxe und löste sie in einem schönen Aperçu auf: »Die schönsten Einsichten sind doch – die Funde.« In einem späten Essay klagt er mit Aristoteles: »O meine Freunde, es gibt keine Freunde.« Gestern standen wir, die Freunde, alte und junge, an Hennings Grab. Die Grube erschien mir tief, so tief, als sollte ich hineinstürzen.

Den Pflanzen wohltun

Eine Nachricht, die einen Leibniz wohl erfreut hätte. Das erstaunliche Faktum, daß Pflanzen Schmerz empfinden können, fordert schon rein gedanklich das komplementäre

Gegenteil. Der amerikanische Botaniker Jaffé kam nicht bloß auf die Idee, daß Pflanzen Berührung als wohltuend empfinden, er hat diesen Effekt der Thigmomorphogenese 1973 auch erstmals an Gurken und Bohnen beschrieben. Kontinuierliche Berührungsreize, hat man nachgewiesen, stärken die pflanzlichen Abwehrkräfte gegen Schädlinge. Mehr noch, Tomaten, Schnittlauch oder Petersilie sind für Streicheln dankbar. Topfbasilikum wurde in der Heidelberger Gartenbauversuchsanstalt kürzer und deutlich buschiger, wenn ein mit Wischtüchern bestückter »Streichelwagen« regelmäßig über die Pflanzen hinweg fuhr. Pflanzen können nicht bloß Wohlgefühl empfinden, sie können auch miteinander in Verbindung treten. Chilisaamen keimen in der Nähe von Basilikum reicher aus. Wird der Mais vom Maiswurzelbohrer bedroht, lockt er durch einen Duftstoff Fadenwürmer an, die ihrerseits Käferlarven vertilgen. Manche Forscher vermuten, daß Pflanzen, da sie auf Vibrationen reagieren, für akustische Schwingungen empfänglich sind; also auch für Musik. So sei es nicht abwegig, ihnen Musik vorzuspielen, um ihr Wachstum anzuregen. Und ein deutscher Biotechnologe meint, vermutlich allzu kühn: »Im Grunde können Pflanzen alles, was auch wir Menschen können.« Das ändert freilich nichts an unserem Dilemma: wir müssen weiterhin Pflanzen essen. Lektüre eines heißen Julitags.

Unser täglich Fleisch

Mark Post von der Universität Maastricht hat den ersten Kunstfleisch-Burger (140 Gramm) braten und verkosten lassen. Die Stammzellen stammten von zwei belgischen Rindern. Mittels einer Nährlösung wuchsen sie unter ge-

wissen Manipulationen zu Kunstfleisch heran. »Ich dachte, daß es weicher ist« und »Aber es ist schon sehr nah am Fleisch«, meinten die beiden Verkoster.

Post glaubt, industriell gezüchtetes Fleisch werde irgendwann Futter, Stall, Medikamente und tierische Abgase obsolet machen. Er will den Begriff »Fleisch« beibehalten; das Wort regiert die Sache. Die Menschen wollen Fleisch essen, immer mehr Fleisch. Die Werbung wird sie an das Kunstfleisch gewöhnen. Daß den Verkostern der Ketchup abgeht, soll nicht mehr vorkommen. Übrigens ist auch der Geschmack erziehbar.

Jean Etienne Liotard: Das Frühstück

Eines meiner Lieblingsstücke in der Münchner Alten Pinakothek ist Liotards »Frühstück«. Ich liebe dieses Pastell, das Liotard um 1753/1756 in London gemalt hat. Sein brillant kaltes Grün zieht mich an, das Grün der Morgentoilette der jungen Dame. Dazu paßt eine gewisse Kühle ihres Blicks, der nicht mehr als nötig auf der eintretenden Magd verweilt. Diese bringt auf dem Lacktablett das Meißner Tässchen mit der Schokolade, dazu ein Kristallglas. Ihr gesenkter Blick meidet den der Dame, und ihre Gestalt ist kaum halb in das Bild eingelassen. Es ist still, doch die Stille knistert. Es ist die Spannung der Gesellschaft, ehe sie sich entlädt. Noch befindet man sich im Ancien régime. Auf allem liegt Puder, Pastellstaub. Vielleicht gar das Pulver für eine künftige Revolution.

Fragen zur Schwimmschule

Am 2. August 1914 schrieb Franz Kafka den berühmten und oft missverstandenen Satz ins Tagebuch. »Deutschland hat Russland den Krieg erklärt. Nachmittag Schwimmschule.« Die Disparatheit dieser Notiz ist weder zynisch noch gedankenlos. Kafka begriff sehr wohl, was der Krieg für ihn wie die Monarchie bedeutete. Wegen seiner schwachen Konstitution vom Kriegsdienst zurückgestellt, entdeckte er in sich Neid und Haß gegen die Kämpfenden, denen er alles Böse wünschte.

Aber die Schwimmschule? Kafka erwähnt sie noch ein weiteres Mal. Am 7. August hält er diese irritierende Begegnung fest: »L. aus Binz« streckt mir, um auf sich aufmerksam zu machen, den Stock entgegen und erschreckt mich.« Dann heißt es scheinbar zusammenhanglos: »Die festen Schritte auf der Schwimmschule.«

Wessen Schritte? Die des robusten Herrn L.? Oder die nicht mehr nervösen eigenen? Oder lösten die Schritte sich überhaupt von der Person? Als Sicheres, da alles andere um ihn schwankte?

Nachricht aus Onodaland

1972 schrieb ich, nach Zeitungsmeldungen, das Gedicht »Onodaland«. Es handelt von Soldaten, »die auf einen Feind warten / der nicht kommt«, genauer von dem Soldaten Onoda, der im Dschungel der philippinischen Insel Lubang die Stellung hielt, weil ihn die Nachricht von der Kapitulation Japans nicht erreicht hatte. Wenn ich meinem Gedicht folge, gab es Versuche, ihn zur Aufgabe zu bewegen:

Man schickt Verse der ehrwürdigen Eltern
Man schickt Bruder und Schwester
Onoda Onoda
rufen sie durchs Mikrofon
Komm heraus
Deine Mission ist erfüllt

Nun ist Hiroo Onoda, einundneunzigjährig, in Tokio an einem Herzinfarkt gestorben. 1974 hatte er sich mit Schwert und Gewehr ergeben, nachdem sein ehemaliger Vorgesetzter, den man ausfindig machte, ihm dazu den Befehl erteilt hatte. Onoda hatte vorher noch dreißig Menschen getötet. Nach Jahren in Brasilien kehrte er nach Japan zurück und kämpfte fortan mit seiner »Naturschule« gegen den Werteverfall der Gesellschaft.

Zu viel versprochen

Als Student war ich ein begeisterter Leser Arno Schmidts, mir imponierte besonders die Chuzpe, mit der dieser sein »Atheist, allerdings!« trompetete. Meine damalige Freigeisterei kommt mir an einer Stelle zurück, wo Julien Green Sartres Atheismus erwähnt. Der fromme Katholik, der Sartre durchaus respektierte, zitiert im Juni 1951 kommentarlos aus einem Interview, das der *Figaro littéraire* mit Sartre führte, die folgende Replik. Auf die Frage des Interviewers, ob Sartre der Überzeugung sei oder die Gewissheit habe, daß Gott nicht existiert, antwortete dieser ohne Zögern: »Die Gewißheit.« Ein famoses Zeugnis dafür, daß auch der Atheismus Glaube sein kann. Vielleicht ist Glauben überhaupt unvermeidbar. Wenn das so ist, möchte ich diese Maxime riskieren: Soll Religion

sein, so wähle diejenige Religion, die am wenigsten verspricht. Auferstehung und Ewiges Leben sollten also nicht dabei sein. Vermutlich kann man sich die Religion nicht aussuchen. Eher ist sie es selbst, die uns erwählt oder verschmäht. Das möchte auch für den Atheismus gelten.

Aus dem Bleistiftgebiet

Ich nahm es in die Hand, das Taschenbuch aus den Achtzigern, um daran zu riechen, ob es noch roch. Als ich es kaufte, hatte es Jahre in einer Buchhandlung gelegen, wo die Buchhändlerin an ihren Gauloises sog. Jetzt, weitere zwanzig Jahre später, riecht es nicht mehr; und so wollte ich Handkes *Geschichte des Bleistifts* schon fortlegen, als mich irgendein Impuls blättern ließ. Wie von selbst schlug sich eine Stelle auf, die mich schon bei der ersten Lektüre geärgert hatte: »Was kann ich gegen das Jahrhundert haben? Es gibt doch mich.«

Aber nun, im 21. Jahrhundert? wollte ich höhnen, doch ich war eher enttäuscht, wie ungeniert die Zeit über unsere Hybris hinweggeht.

Nachbemerkung

Die Siebzig verweht, die Achtzig angebrochen – vielleicht kein schlechter Moment für einen Autor, eine Essenz seines Werkes zu geben. Mein Werk ist übersehbar geworden. Davon profitiert der Autor und hoffentlich auch der Leser. Eine Lebensstrecke erscheint als Werkstrecke. Die Herner Zechenkolonie bescherte mir Eindrücke, die wichtig blieben. Sie tauchten in dem ersten Gedicht auf, das ich in meine Bücher aufnahm. Ich schrieb »Zechenkolonie« 1957 als Student in Münster; und noch das späte Gedicht »Der Zechenwald« von 2014 ist eine Variation der Kindheitsszene vom schwarzen Mann.

Die Zeitumstände, also der Zweite Weltkrieg, brachten es mit sich, daß die weiteren Stationen meiner Kindheit Mülheim-Ruhr, Dachau und Prag waren. Den letzten Kriegstag erlebte ich bei einem Granatwerferüberfall, als Reste der Wehrmacht beim Versuch scheiterten, Prag zu verlassen. Ich lernte Lager und Gefängnisse kennen. Vier Wochen später klopften meine Mutter und ich in Herne bei einer Bibelforscherin an, die uns für Wochen aufnahm und ernährte. Und als 1947 mein Vater aus tschechischer Internierung zurückkam, war an eine quasi normale Biographie zu denken. Abitur am Pestalozzi-Gymnasium in Herne, Studium (überwiegend) in Münster, einige Jahre als Studienrat in Bochum, schließlich die Fortführung der Karriere als Professor in Berlin – gut 38 Jahre habe ich unterrichtet. Neben dem Brotberuf eine Laufbahn als Lyriker, Essayist und Kritiker, wovon dieses »Lesebuch« Proben gibt. Schreiben, weil es mit dem Leben zusammenhängt. Das Wichtigste ist die Lyrik, mit der ich spät – mit achtunddreißig – debütierte. Zeitschriften wie die Frankfurter Hefte, die Neue Rundschau, der Merkur und Sinn und

Form druckten meine Aufsätze, und Marcel Reich-Ranicki und seine Nachfolger bei der FAZ beschäftigten mich als Rezensent. Ein literarisches Doppel- oder Dreifach-Leben, das immer noch weitergeht. Möge es dem Leser gefallen, seinen Spuren im Lesebuch nachzugehen, in Gedichten, in Aufzeichnungen und Interpretationen.
Ein Satz noch, der mir wichtig ist: Ich bin jemand, der schreibt, um verstanden zu werden.

Textnachweise

Zechenkoloniekindheit. Unter dem Titel *Zechenkolonie* in *Merkur* 384, Heft 5, 1980; verändert.

Mein erstes Buch: Hase und Hegel. Zuerst in *Das erste Buch. Schriftsteller über ihr literarisches Debüt*. Hg. von Renatus Deckert. Frankfurt: Suhrkamp 2007.

Das Auge der Droste. Aus: *3. Festakt zur Westfälischen Ehrengalerie*, 2006.

Interpretation: *Ernst Meister, Doch das Dunkel fragt*. Frankfurter Anthologie 36, 2013.

Interpretation: *Nicolas Born, Bei Mondschein*. Frankfurter Anthologie 33, 2010.

Der Tag vor dem Abend. Aufzeichnungen. Göttingen: Wallstein 2012.

Bio-Bibliographie Harald Hartung

Vita

Geb. 29.10.1932 in Herne als Sohn eines Bergmanns. Nach dem Abitur 1954 Studium der Germanistik und Geschichte in Münster und München. Staatsexamen 1960. Studienrat an Höheren Schulen in Gelsenkirchen-Buer und Bochum. Seit dem Wintersemester 1966/67 an der Pädagogischen Hochschule in Berlin; 1971 Professor. Von 1981-WS 1997/98 Professor an der Technischen Universität Berlin. 1983-1986 Direktor des Literarischen Colloquiums Berlin. Ehrengast der Villa Massimo, Rom (1988); Thyssenstipendium St. Louis (1995). Mitglied der Akademie der Künste Berlin, der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung Darmstadt.

Auszeichnungen

Kunstpreis Berlin, Förderpreis Literatur 1979
Annette-von-Droste-Hülshoff-Preis 1987
Premio Antico Fattore, Florenz 1999
Liliencron-Poetik-Dozentur 2001
Preis der Frankfurter Anthologie 2002
Würth-Preis für Europäische Literatur 2004
Premio Internazionale di Ada Negri, Lodi 2009
Johann-Heinrich-Merck-Preis für literarische Kritik und Essay der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung 2009
Literaturpreis Ruhr des Regionalverbandes Ruhr 2012

Bücher

- Hase und Hegel. Gedichte. Andernach: Atelier 1970
Reichsbahngelände. Gedichte. Darmstadt: Bläschke 1974
Experimentelle Literatur und konkrete Poesie. Göttingen.
Vandenhoeck & Ruprecht 1975
Das gewöhnliche Licht. Gedichte. Pfullingen: Neske 1976
Augenzeit. Gedichte. Pfullingen: Neske 1978
Deutsche Lyrik seit 1965. Tendenzen – Beispiele – Port-
räts. München: Piper 1983
Traum im Deutschen Museum. Gedichte 1965-1985.
München: Piper 1986 (Neuausgabe) München: Lyrik-
edition 2000, Buch und Media 2001
Jahre mit Windrad. Gedichte. Göttingen: Steidl 1996
Masken und Stimmen. Figuren der modernen Lyrik. Mün-
chen: Hanser 1996
Machen oder Entstehenlassen. Erfahrungen beim Schreiben
von Lyrik. Akademie der Wissenschaften und der Literatur,
Mainz. Stuttgart: Franz Steiner 2001
Langsamer träumen. Gedichte. München: Hanser 2002
Aktennotiz meines Engels. Gedichte 1957-2004. Göttin-
gen: Wallstein 2005
Sogna più lento. (Gedichte italienisch-deutsch) A cura di
Anna Maria Carpi. Libri Scheiwiller, Milano 2007
Ein Unterton von Glück. Über Dichter und Gedichte.
Göttingen: Wallstein 2007
Wintermalerei. Gedichte. Göttingen. Wallstein 2010
Ein vierzehngliedriger Salamander. Vom Weiterleben des
Sonetts. Münchner Reden zur Poesie. München: Lyrikkabinett
2010
Der Tag vor dem Abend. Aufzeichnungen. Göttingen:
Wallstein 2012
Die Launen der Poesie. Deutsche und internationale Lyrik
seit 1980. Göttingen: Wallstein 2014

Herausgaben

- Fruchtblätter. Freundesgabe für Alfred Kellertat. Berlin: Pädagogische Hochschule 1977
- Literatur – Realität – Erfahrung. Literarisches Arbeitsbuch für die Sekundarstufe II. 2 Bde. Stuttgart: Metzler 1977
- Claassen Jahrbuch der Lyrik 1. Hg. zusammen mit Christoph Buchwald. Düsseldorf: Claassen 1979
- Michael Hamburger: Literarische Erfahrungen. Aufsätze. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand 1981
- Vom Naturalismus bis zur Jahrhundertmitte. Gedichte und Interpretationen. Stuttgart: Reclam 1983
- Am Sandwerder 5. Gerhard Falkner, Klaus Hensel, Libuse Moníková, Christa Moog, Eberhard Ortseifen. Berlin: Literarisches Colloquium 1985
- Georg Heym: Gedichte. Auswahl und Nachwort. München: Piper 1986
- Luftfracht. Internationale Poesie 1940-1990. Frankfurt: Eichborn 1991. Erfolgsausgabe. Ebd. 1991
- Jahrhundertgedächtnis. Deutsche Lyrik im 20. Jahrhundert. Stuttgart: Reclam 1998
- Erich Kästner: Zeitgenossen haufenweise. Gedichte. (Bd. 1 der Werkausgabe) München: Hanser 1998
- Walter Höllerer. Theorie der modernen Lyrik. Dokumente zur Poetik. Neu herausgegeben von Harald Hartung und Norbert Miller. Band II: Dokumente 1900-2000. Hg. Harald Hartung. München. Hanser 2003
- Ernst Meister: Lesebuch. Zusammengestellt und mit einem Nachwort von Harald Hartung. Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 9. Köln: Nyland-Stiftung 2005

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davids (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60).